

Schola Paulina

Mitteilungsblatt der Alten Pauliner

Nr. 56 · April 1998

Erscheint jährlich

DER „WESTFÄLISCHE FRIEDE“ von 1648 steht 1998 im Zentrum des kulturellen Lebens der Stadt Münster. Gekrönte Häupter werden in die Westfalen-Metropole kommen, das Landesmuseum eröffnet am 24. Oktober die wohl wichtigste Ausstellung zum Thema „1648 – Krieg und Frieden in Europa“ mit kostbaren Leihgaben aus aller Welt. Das berühmte Bild stellt die Beschwörung des niederländisch-spanischen Teilfriedens am 15. Mai 1648 in der münsterschen Ratskammer dar. G. Ter Borch hat in diesem Historienbild auf der kleinen Malfläche von nur 44 mal 57 Zentimetern die beteiligten 75 Personen mit fast fotografischer Genauigkeit wiedergegeben. Das Original, das der Künstler zu Lebzeiten wegen seiner hohen Forderung von 6000 Gulden nicht verkaufen konnte, gelangte 1871 in den Besitz der Londoner Nationalgalerie.

Das Farbenfest 1998,

die Wiederschensfeier der Alten Pauliner, findet am

Samstag, dem 20. Juni 1998,

um 19.30 h. c. t. in der Halle Münsterland statt.
(Einzug der Abiturientia '98 um 20 h)

(Parkmöglichkeiten im Innenhof. Zufahrt über Albersloher Weg und Lippstädter Straße/Ausschilderung beachten!)

Der Siebener-Ausschuß lädt dazu alle Alten Pauliner herzlich ein.

Die Sprecher der einzelnen Jahrgänge werden dringend gebeten, sich mit ihren Conabiturienten zur gemeinsamen Teilnahme zu verabreden.

Eine Bitte an alle Jahrgänge: Tragt bitte Eure selbstgewählten Farben und bringt Liederbücher mit.

Die Abiturientia 1998 eröffnet das Farbenfest und wird als jüngster Jahrgang in die Gemeinschaft aufgenommen. Sie wird am Ende des Farbenfestes mit ihrer Fahne und der ältesten noch vorhandenen Fahne von 1866 den Saal verlassen.

Unsere Frauen, Familienangehörige und Freunde sind wie immer herzlich eingeladen. Tische im Saal sind bereitgestellt.

Dr. Werner Schulze Buschhoff

Impressum: SCHOLA PAULINA, Mitteilungsblatt der Alten Pauliner, herausgegeben vom Siebener-Ausschuß der Alten Pauliner. Vorsitzender: Dr. Werner Schulze Buschhoff (1949), Krumme Straße 3, 48143 Münster, Schriftführer: Dr. med. Theo Hollenders, Bahnhofstraße 16, 59368 Werne, Konto: Vereinigung der Alten Pauliner e.V., Nummer 139 006 Stadtparkasse Münster (BLZ 400 501 50). Redaktion: Johannes Loy (1982), Am Helmerbach 11, 48308 Senden-Bösensell. Herstellung: Druckhaus Aschendorff, 48135 Münster.

Liebe Conpauliner!

Das Jahr 1997 mit seinen Feierlichkeiten zum 1200jährigen Bestehen unserer Schule ist für viele sicher viel zu schnell verfliegen. In Text und Bild wollen wir es deshalb in dieser Schola-Ausgabe noch einmal Revue passieren lassen. Die wichtigsten Festansprachen sind im Wortlaut enthalten, viele Bilder vom Festakt, vom Farbenfest und dem ganzen Drum und Dran sollen für sich sprechen und an die frohen Stunden der großen Schulgemeinde erinnern. Verwiesen sei hier auch auf den ausführlichen Jahresbericht des Paulinums, den es mit vielen Texten und Bildern für 5 DM im Schulsekretariat zu erwerben gibt. Auch Schulchroniken für 50 DM sind hier noch erhältlich.

Das Jahr 1998 ist ein nicht minder bedeutendes Jubeljahr. Münster feiert den 350. Jahrestag des Westfälischen Friedens im Jahre 1648. Am 24. Oktober eröffnet das Landesmuseum in Münster gemeinsam mit dem Kulturgeschichtlichen Museum zu Osnabrück eine große Europaratsausstellung zum Thema „1648 –

Krieg und Frieden in Europa“. Ein absolutes Highlight nicht nur für das Ausstellungsjahr 1998, sondern für die Geschichte des Landesmuseums überhaupt. Schon jetzt zeigt das Stadtmuseum in Münster eine überaus sehenswerte Ausstellung zum Westfälischen Frieden. Es gibt also Gründe genug, in diesem Friedensjahr nach Münster zu kommen, nicht zuletzt unser Farbenfest am 20. Juni.

Noch eine Bitte: Die Rückmeldungen aus den einzelnen Abiturientien sind in diesem Jahr ein wenig kärglich ausgefallen. Nicht nur Todesfälle, auch Treffen im Kreise alter Mitschüler, bunte Meldungen aus der Corona, besondere Aktionen oder ausgefallene Biografien von Paulinern sollen ihren Niederschlag finden. Also: Keine falsche Bescheidenheit! Wer sich gedrängt fühlt, greife zur Feder, besser noch zu Schreibmaschine oder Computer. Nur so kann unsere Schola auch weiterhin lebendigen Lesestoff bieten.

Bis zum Farbenfest im Juni grüßt Sie alle recht herzlich aus Münster Ihr

Johannes Loy (1982).

Hinweise zum Farbenfest

Als Jubiläumssemester werden beim Farbenfest 1997 aufgerufen und gefeiert die Jahrgänge:

- 1993 (10. Semester),
- 1988 (20.), 1983 (30.)
- 1978 (40.), 1973 (50.)
- 1968 (60.), 1963 (70.)
- 1958 (80.), 1953 (90.)
- 1943 (110.)
- 1938 (120.), 1933 (130.).

„Bon Mots“ und spritzige Gags kennzeichnen einen guten Semestersalamaner und keine Erzählungen in homerischer Breite. Ihn zu reimen sind keinesfalls allein die Jubelsemester aufgerufen. Alle Semester können auf diese Weise zum Gelingen des Abends beitragen.

Pünktlicher Beginn

Der Beginn des Abends wird pünktlich eingehalten, um den einzelnen Jahrgängen Zeit zum Klassentreff zu geben. Ende des Farbenfestes gegen 22 Uhr.

Mitteilungen des Siebener-Ausschusses

① Immer erreichen uns Anrufe, in denen wir um Platzreservierungen gebeten werden. Wir weisen jedoch darauf hin, daß nur die Jubiläumsemester mit 10/20/30/40/50 usw. auf den Tischen durch Karten gekennzeichnet werden.

② Adressenänderungen etc. können nur **bis zum 1. April** jeden Jahres berücksichtigt werden.

Wer bis Anfang April keine „Schola“ empfangen hat, möge sich melden. Ansprechpartner ist Dr. med. Theo Hollenders, Bahnhofstraße 16, 59368 Werne, Telefon (0 23 89) 31 21, Telefax (0 23 89) 31 24

③ Bei Zuschriften und Mitteilungen über Alte Pauliner bitte **nicht den Abiturjahrgang** vergessen.

④ Spenden-Dank! Wieder haben kleine und große Gaben Herstellung und Versand der „Schola“ ermöglicht. Wir sind auch künftig auf finanzielle Unterstützung dringend angewiesen. (Überweisungsbelege nur bis 100 DM als Quittung für das Finanzamt. Bei höheren Beträgen bekommt jeder einen Sonderbeleg.)

Unsere Konten:

● Vereinigung der Alten Pauliner e.V., Konto-Nr. 139 006 Sparkasse Münster, BLZ 400 501 50.

● Postscheckkonto Dortmund Nr. 95 69 (Sparkasse Münster für Konto-Nr. 139 006).

⑤ Künftig sollen die Farbenfeste stets nach dem Abitur, Ende Juni, stattfinden. Die nächste Schola erscheint Mitte April 1999. **Redaktionsschluß ist am 15. Februar**

Es hat sich die schöne Sitte eingebürgert, daß die Jubelsemester ihre ehemaligen Lehrer zum Farbenfest einladen. Ich möchte daran erinnern.

DR. WERNER SCHULZE BUSCHHOFF

Aus der Corona

Am 20. Dezember 1997 vollendete **Paul Bischoff-Everding** (1941) in Münster sein 75. Lebensjahr. Dieses Ereignis fand in der münsterschen Tagespresse und darüber hinaus vielfältige Beachtung.

Geboren wurde er auf dem elterlichen Bauernhof im Süden Münsters in der Nähe des heutigen Aasees. Nach dem Be-

such des Paulinums bestand er im März 1941 zusammen mit 13 sogenannten „Regelabiturienten“, die noch nicht zum Kriegsdienst einberufen worden waren, das Abitur. Nach dem Kriegsdienst und weiterer fachlicher Ausbildung übernahm er die Bewirtschaftung des elterlichen Hofes. Daneben engagierte er sich in der Kommunalpolitik und wurde 1961 und



DAS KRAMERAMTSHAUS, das heute „Haus der Niederlande“ heißt, beherbergte bei den Verhandlungen zum „Westfälischen Frieden“ in Münster die niederländischen Gesandten. Das historische Foto stammt aus dem Aschendorff-Buch von Helmut Lahrkamp mit dem Titel „Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Frieden“.

1965 für die CDU in den Rat der Stadt Münster gewählt. Seine besondere Aufgabe sah er darin, sich außerdem massiv berufsständig einzusetzen. Viele Jahre war er in Münster Kreislandwirt. 1975 wurde er in die Hauptversammlung der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe gewählt. Er kümmerte sich besonders um die Organisationen der Rinderzucht und wird weiterhin seit 30 Jahren als landwirtschaftlicher Sachverständiger in Anspruch genommen. Außerdem hat er 25 Jahre hindurch als ehrenamtlicher Richter beim Landessozialgericht in Essen die Sozialgerichtsprechung aktiv mitbeeinflusst.

Anfang der fünfziger Jahre mußte Bischoff-Everding im Zuge der Stadtentwicklung (Aasee-Stadt) den elterlichen Hof aufgeben und fand in Gievenbeck unmittelbar beim historischen Haus Nünning einen neuen Hof und eine neue Heimstatt.

Die Schola Paulina gratuliert ihrem vielfach ausgezeichneten und weitbekannten „Alten Herrn“ von Herzen zum gerade verflossenen 75. Lebensjahr und übermittelt ihm zugleich ein kräftiges „ad multos annos!“

K. Zelzner

„Das Geld der Stadt, das mir in die Hände kommt, soll und will ich treu halten und wahren und nicht unnützig ausgeben, sondern alles für der Stadt besten Vorteil, Ehre und Nützlichkeit ohne Hinterlist.“ Dieser Kämmerer-Schwur aus dem 16. Jahrhundert war auch die Maxime für den ehemaligen Kämmerer und Stadtdirektor **Dr. Josef Schultz**, der am 17. Dezember 1997 80 Jahre alt wurde.

Josef Schultz, Sohn eines Schmiedemeisters von der Wareндorfer Straße und alter Pauliner, begann seine berufliche

Karriere nach dem Jura-Studium und einer kurzen Tätigkeit in einem Anwaltsbüro im Jahre 1951 beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe. 1964 wechselte er zur Stadt Münster und übernahm das Amt des städtischen Kämmerers, das er insgesamt 18 Jahre versah. Ab 1966 war er auch Stadtdirektor und allgemeiner Vertreter des Oberstadtdirektors.

„Die Ausgaben nicht am Limit des Machbaren, sondern am werten Vergleich von Kosten und Nutzen zu orientieren“, war für den städtischen Finanzverantwortlichen auch in den Zeiten der großen Wachstumsperiode der 60er Jahre Richtschnur der Entscheidungen zwischen wachsendem Anspruchsdenken und finanzpolitischer Solidität, betonte Oberbürgermeisterin Marion Tüns in einem Glückwunsch. Diese Maxime habe sich dann vor allem zum Ende der siebziger Jahre bewährt, als sich auch für Münster finanzpolitische Probleme abzeichneten. Dr. Schultz habe auch in diesen Tagen seinen Weg „unbeirrt fortgesetzt“ und so maßgeblich dazu beigetragen, daß Münsters Haushalte trotz finanzieller Engpässe ohne Defizite blieben. „Mager und gesund“ lautete damals seine Devise.

Josef Schultz hat die Belange der Stadt Münster darüber hinaus in wichtigen Gremien vertreten – beispielsweise in der Landschaftsversammlung, in den Finanzausschüssen des Deutschen Städtetages und des Städtetages Nordrhein-Westfalen sowie in den Aufsichtsräten der Stadtwerke, des Flughafens Münster/Osnabrück und des Westfälischen Zoologischen Gartens. Er hat seine Fachkenntnisse unter anderem im Kirchensteuerrat der Diözese Münster und als Vertreter des Bistums Münster im Hilfswerk Misereor eingebracht. Der Bundespräsident hat die Verdienste von Dr. Schultz mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande und dem Bundesverdienstkreuz erster Klasse gewürdigt. Hinzu kommt der Päpstliche Gregorius-Orden.



MÜNSTER in der Vogelschauansicht mit den Gesandtenquartieren zu den Friedensverhandlungen 1648. Die Ansicht entstand nach einer Radierung des münsterschen Malers Everhard Alerdinck. Münster zählte damals 12 000 Einwohner und wird mit dem stolzen Titel „Westvaliae Metropolis“ bezeichnet. Die Abbildung stammt aus dem Aschendorff-Buch von Helmut Lahrkamp mit dem Titel „Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Frieden“.

In memoriam:

Dr. Rainer Epe (1956), der Generationen von Mathematiklehrern und -lehrerinnen geprägt, kompetent und erfolgreich auf ihre Unterrichtstätigkeit vorbereitet hat, ist am 20. August 1997 im Alter von 60 Jahren gestorben. Das Studiensseminar verliert mit ihm einen profilierten und liebenswerten Kollegen.

Rainer Epe wurde 1937 in Bochum geboren. Er wuchs in Münster auf und bestand 1956 am Gymnasium Paulinum das Abitur. Nach dem Studium der Mathematik und Physik in Münster und Freiburg legte er 1962 das erste Staatsexamen ab. Anschließend nahm er eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent an der TH Hannover auf und promovierte 1963 zum Doktor der Naturwissenschaften.

1963 trat er in den Vorbereitungsdienst für das Lehramt am Gymnasium ein. Nach dem zweiten Staatsexamen im Jahre 1964 begann er seine schulpraktische Laufbahn als Studienassessor am Schlaungymnasium in Münster. Er wurde 1956 zum Studienrat am Ratsgymnasium in Münster ernannt.

Von 1970 bis 1973 wurde er mit administrativen Aufgaben im Schulkollegium Münster betraut. Nach einem kurzen „Seitensprung“ ins Kultusministerium wurde Rainer Epe mit 35 Jahren Fachleiter für die Ausbildung der Mathematiklehrer am Studienseminar Münster II, gleichzeitig wurde er an das Gymnasium in Wolbeck versetzt.

Rainer Epe hat als kompetenter Mathematiker und als einfühlsamer Berater das pädagogische Profil der Mathematiklehrerausbildung über Generationen geprägt. Kollegen erlebten bei ihm eine Kultur des Zuhörens, der Geduld und der Toleranz, die für seine Tätigkeit im Bereich der Erwachsenenbildung vorbildlich war. Er verstand sich als Ausbilder

stets als Partner der Referendarinnen und Referendare.

Am 2. Mai 1997 starb im St.-Walburga-Krankenhaus in Meschede **P. Joseph (Paul) Spichale OSB** (1936)

P. Joseph wurde am 7. Mai 1914 in Zeitz (Sachsen) geboren. Nach dem Besuch der Volks- und Mittelschule kam er Ostern 1930 in das Konvikt der Benediktiner in Meschede und war Schüler der damaligen Höheren Schule der Benediktiner. 1932 wechselte er zum Gymnasium Paulinum in Münster. Schon bald nach dem Abitur 1936 trat er in das Noviziat des Priorates Königsmünster ein und legte am 1. Mai 1937 die zeitliche Profess ab. Aus dem Theologiestudium in Paderborn wurde er 1940 herausgerissen und zur Wehrmacht einberufen. Erst 1948 kehrte er aus russischer Kriegsgefangenschaft heim und setzte dann bis 1950 sein Theologiestudium in Paderborn fort.

Am 31. Oktober 1948 legte er die feierliche Profess ab, am 8. August 1949 wurde er zum Priester geweiht. Seit 1950 wirkte P. Joseph als Präfekt und von 1952 bis 1956 als Regens im Schülerkonvikt. Gleichzeitig unterrichtete er am Gymnasium, erst mit nur wenigen Stunden, dann aber ab 1956 als hauptberuflicher Lehrer die Fächer Religion, Mathematik und Sport, aushilfsweise auch die Fächer Latein, Biologie und Erdkunde.

33 Jahre lang haben Generationen von Schülern P. Joseph als Lehrer und Pädagogen kennen- und schätzengelernet. Er verstand es, mit den Jugendlichen umzugehen, sie zu ermutigen und zu fördern, vor allem auch im Sportunterricht. Darüber hinaus übernahm er den Dienst eines Schulseelsorgers, indem er sich jahrelang vor dem wöchentlichen Schulgottesdienst als Beichtvater zur Verfügung stellte.

Ab 1957 war er vorübergehend Gastpater der Abtei, zeitweilig auch Beichtvater in Schwesternkonventen. Über dreißig Jahre hindurch feierte P. Joseph in der Ernestinischen Stiftung jeden Morgen die Eucharistie.

1983 ging er als Lehrer und Erzieher in den Ruhestand, stellte aber seine Kräfte der Klostersgemeinschaft weiterhin zur Verfügung. So half er in der Klosterverwaltung und bei manchen Dingen des Alltags. Er engagierte sich, ohne Aufmerksamkeit zu beanspruchen, in vielen Diensten.

Mit zunehmendem Alter ließen seine Kräfte nach, so daß er in der letzten Zeit ganz auf die Hilfe der Brüder angewiesen war.

Am 20. November 1996 starb **Wilhelm Becker**, emeritierter Ordinarius für Astronomie an der Baseler Universität, im neunzigsten Lebensjahr. Unter seiner Leitung entwickelte sich von 1953 bis 1977 die vorher kleine Anstalt zum heutigen international anerkannten und in weltweite Forschungszusammenarbeit eingebundene Institut.

Wilhelm Becker wuchs in Münster (Westfalen) auf, studierte an der dortigen Universität und doktorierte dann an der Berliner Sternwarte, wo er sich kurz vor dem Krieg auch habilitierte. In seiner Arbeit an verschiedenen Instituten entwickelte er vor allem eine neue Methode zur Bestimmung von Entfernungen und physikalischen und chemischen Eigenschaften von Sternen, die „Dreifarbentphotometrie“, die ihm weltweite Anerkennung und nach dem Kriege Einladungen nach den USA und andern Ländern brachte. Nach Basel berufen, baute er das Institut mit der Unterstützung des eben erst gegründeten Nationalfonds zu einem Zentrum der Milchstraßenforschung aus. Dazu entwickelte er eigene Instrumente, die, im Institut ge-

baut, an Sternwarten in vielen Ländern gingen und so ein Netz von engagierten Mitarbeitern schufen. Einerseits finanzierte der Verkauf der Instrumente einen wesentlichen Teil der neuen Beobachtungsstation in Metzerlen, andererseits eröffnete das Interesse an der Arbeit den Zugang zu den großen Teleskopen in Kalifornien. Mit diesen Möglichkeiten konnte in Basel ein entscheidender Beitrag zur Struktur unserer Milchstraße – einer der ersten Nachweise ihrer Spiralstruktur – und zum Bau und zur Entwicklung der Sterne in ihr geleistet werden. Ausdruck dafür sind mehrere Ehrendoktorate und die Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes durch den deutschen Bundespräsidenten.

Wilhelm Becker war „eine Persönlichkeit von seltener Kultur des Geistes und des Herzens, als Mensch von feinstem Empfinden, bescheidener Zurückhaltung und nie versagender Hilfsbereitschaft“ (aus einem Artikel zum 60. Geburtstag). Vor allem aber beeindruckte er seine Mitarbeiter und Kollegen stets durch seine ruhige, aber bestimmte Geradlinigkeit. Mit ihr hatte er sich offen in Opposition zum Dritten Reich gestellt, mit ihr gab er auch seinen Mitarbeitern ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit. Zeichen dafür ist vor allem die langjährige Arbeit vieler von ihnen am Institut und ihre Treue zu diesem auch über die Amtszeit des Verstorbenen hinaus. Dazu half auch sein feinsinniger Humor und seine Freude an Sprachspielen, die in vielen Anekdoten fortleben. Es ist dem von ihm begründeten Institutsgeist zuzuschreiben, daß das Astronomische Institut bis heute mit Erfolg in der internationalen Forschung seinen Platz behaupten konnte. Die Mitglieder behalten Wilhelm Becker in dankbarer Erinnerung.

Erinnerung an Prof. Dr. theol. Bernhard Kötting

Als der erstgeborene Sohn sollte er einmal der Hoferbe werden. Als er eines Tages mit der Lenkung des Kutschwagens nicht klar kam, sagte sein Vater: „Du kanns män studeern, för en Buer bis du viell to dumm.“

Er hatte für das Studium beste Voraussetzungen. Als Zehnjähriger kam er mit Kopfgröße 60 auf die Rektoratsschule in Stadtlohn.

Vor dem Wechsel auf die Schola Paulina mußte er eine Aufnahmeprüfung machen, die er glänzend bestand. Das Lernen machte ihm viel Freude und keine Schwierigkeiten. Die Aussage des Dr. Leonard, der ihn ob seiner unverbraucht ländlichen Erscheinung prophezeite: „Sie kommen nie nach Berlin,“ hat ihn so gekränkt, daß er ihm später aus allen Hauptstädten, Großstädten und Ländern einen Kartengruß schickte.

1929, in dem kalten Winter, machte er sein Abitur mit einem Zeugnis, das außer Gut für Hebräisch, Musik und Turnen nur sehr gute Noten hatte. Das Turnen war für Bernhard das schwerste Fach, das ihn viel Schweiß und Mühe kostete. Es hatte an der Schola seit 50 Jahren nicht so ein Zeugnis gegeben.

Im Dezember 1934 wurde er im Hohen Dom zu Münster zum Priester geweiht. Es brauchte eine Zeit, bis er sich entschloß, die frühchristliche Zeit als sein Studienfach zu nehmen. Seine Studienreisen führten ihn nach Rom, Süditalien, Griechenland, Berg Athos, Israel, Istanbul und Nordafrika.

1948 habilitierte er sich. Seine Studienreisen wurden unterbrochen, als er zum

Ordinarius für das Ordinariat frühchristliche Kirche berufen wurde.

1961 wurde er Rektor der Universität Münster. Sein Vater machte voller Stolz und Freude über seinen Sohn das Wort, das Bernhard Kötting auf seinem Weg begleitete: „Uese Bäernd!“ Dieses Wort des Vaters ging durch die ganze Welt.

Das Jahr 1968, sein zweites Rektorat, wurde ein Jahr der Studentenunruhen. Er schaffte es mit seiner Schlagfertigkeit, seinem Humor und Witz, die Asta von der Universität Münster fernzuhalten.

Viele Bücher, Aufsätze und Radioansprachen unterstreichen seinen enormen Fleiß. Bei all der vielen Arbeit, Schreiben, Wirken in Verwaltung und Führung der Uni, der Akademie der Wissenschaften fällt mir ein Vierzeiler von Augustin Wibbelt aus einem Gedicht ein:

Ji denkt, de Buer hät taohen Bast,
he hät en starken Nacken,
wi willt em alle Driägt un Last
up sienen Nacken packen.

Auch nach seiner Emeritierung wurden seine Vorlesungen gut frequentiert. Eine heimtückische Krankheit befiel ihn. Im Jahre 1991 legte er sämtliche Ämter nieder. In seinem Haus am Theresiengrund hatte er noch Verbindung mit seiner ländlichen Umgebung. Sein Leiden wurde immer schlimmer. Seine Schwester Anna pflegte ihn aufopfernd und mit viel Liebe bis zu seinem Tode am 20. Mai 1996.

Wir Pauliner sollten ihm ein gutes Gedenken bewahren. Er war einer der großen Pauliner, Prof. Dr. theol. Bernhard Kötting – „Uese Bäernd“.

Heinrich Lübbering

Die Abiturientia 1941 verlor im vergangenen Jahr zwei ihrer ehemaligen Mitschüler durch den Tod.

Am 7. Juni 1997 starb jäh durch einen Unfall während eines privaten Fahrradausflugs in Münster **Josef Stratmann** im Alter von 76 Jahren. Nach Kriegsdienst und Rückkehr aus der Gefangenschaft war er bis zu seiner Pensionierung über 40 Jahre maßgebend bei der Hauptverwaltung der „Provinzial“ als Versicherungskaufmann tätig gewesen.

Nach längerem Leiden verstarb sodann am 7. November 1997 in Münster **Josef Tidde** im Alter von 77 Jahren. Nach der Entlassung aus Kriegsgefangenschaft studierte er das Fach Volkswirtschaft, das er mit dem Staatsexamen abschloß. Alsdann war er als Diplom-Volkswirt viele Jahre beim Westfälisch-Lippischen Sparkassen- und Giroverband bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand tätig.

Beiden verstorbenen Kommilitonen werden die noch lebenden Abiturienten 1941 stets ein ehrendes Andenken bewahren.

K. Zelzner

Am 4. Februar 1998 starb **Dr. med. Viktor Egen**, Mitglied der Abiturientia 1949. Egen, geboren am 30. Januar 1929, war Träger des Bundesverdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland und Mitglied des Großen Kaland am Hohen Dom zu Münster. Die Katholische Studentenverbindung Markomania verlor mit Viktor Egen ihren langjährigen Vorsitzenden und Ehrenvorsitzenden.

Seit 1958 war Viktor Egen in Münster als Arzt niedergelassen. Er erwarb sich zahlreiche Verdienste um seinen Berufsstand. So war er langjähriger Leiter der Bezirksstelle Münster, dann der Verwaltungsstelle Münster der Kassenärztlichen Vereinigung Westfalen-Lippe. Er war Mitbegründer des Berufsverbandes der prak-

tischen Ärzte Westfalen-Nord. Darüber hinaus machte er sich um die Organisation des flächendeckenden Notdienstes im Münsterland verdient. Rund 30 Jahre lang betreute er als Arzt zwei große Altenheime in Münster. Daneben kümmerte er sich auch noch um das Waisenhaus St. Mauritiz und widmete viel Zeit den dort lebenden 120 Waisenkindern.

Josef Espenkott, Mitglied der Abiturientia 1950, ist am 20. August 1997 im Alter von 67 Jahren gestorben.

Wie die Schola Paulina erst jetzt erfuhr, ist **Dr. Heinrich Hemker**, zuletzt wohnhaft in Nordwalde und Mitglied der Abiturientia 1929, bereits am 16. Juni 1996 gestorben.

Im Alter von 37 Jahren ist am 19. Dezember 1997 der Rechtsanwalt **Thomas Pöppinghaus** gestorben. Er gehörte der Abiturientia 1979 an.

Die Abiturientia 1944 trauert um Prof. **Dr. med. Josef Kohaus**, der am 4. Juni 1997 im Alter von fast 73 Jahren in Bochum starb. Er war Träger des Bundesverdienstkreuzes erster Klasse, Träger des Verdienstordens des Landes Nordrhein-Westfalen und Ehrenpräsident des Deutschen sowie des Internationalen Brieftaubenverbandes.

R.i.p.

Die Abiturientia 1940 betrauert den Tod von zwei Mitschülern:

Theodor Nölle starb am 23. Juni 1997 in Günne am Möhnesee, wo er nach dem Zweiten Weltkrieg den elterlichen landwirtschaftlichen Hof übernehmen mußte. Nachdem er in Rußland schwer verwundet wurde, wurde er erst spät aus dem Lazarett entlassen und hat dann eine mehrjährige landwirtschaftliche Ausbildung abgeschlossen.

Seine Ehe wurde mit sechs Kindern gesegnet.



Norbert Frerking

Am 20. Juni 1997 verstarb nach langer schwerer Krankheit **Norbert Frerking** in Recklinghausen/Speckhorn. Nach seinem Abitur trat er in den Fernmeldedienst der Deutschen Reichspost ein und studierte nach seiner Entlassung aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft Elektrotechnik, die er mit der Dipl.-Ing.-Prüfung abschloß. Anschließend war er bis zu seiner Pensionierung als Fernmeldeamtsrat in Recklinghausen tätig.

Am 23. Oktober 1976 weihte ihn der Bischof Dr. Reinhard Lettmann im Dom zu Münster zum Diakon. Er war der erste ständige Diakon mit Zivilberuf in einer katholischen Gemeinde von Recklinghausen.

Über 20 Jahre hat er seiner Pfarrgemeinde „Heilige Familie“ als Diakon in vielen Aufgaben gedient.

Philosoph mit Weltruf

Professor Josef Pieper starb im Alter von 93 Jahren

Der Philosoph Josef Pieper (1923) ist tot. Er starb am 6. November 1997 im Alter von 93 Jahren in Münster. Pieper, der noch bis 1996 regelmäßig Vorlesungen an der münsterischen Universität hielt, war einer der erfolgreichsten deutschen Philosophen dieses Jahrhunderts: 50 Bücher und mehr als 400 Einzelveröffentlichungen zählen zu seinem Werk. Seine Schriften wurden in 15 Sprachen übersetzt und erreichten eine Gesamtauflage von mehr als einer Million Exemplare.

Wertschätzung wurde ihm von vielen Seiten entgegengebracht: Papst Johannes Paul II. schrieb ihm zu seinem 90. Geburtstag, daß er sich seinem „immensen wissenschaftlichen Werk dankbar verbunden“ wisse. Professor Pieper habe ganze Generationen von Philosophie- und Theologiestudenten und darüber hinaus einen weltweiten Hörerkreis im Rahmen seiner Gastvorlesungen zu prägen ver-

mocht. Und: „Das Denken Ihres eigenen Lehrmeisters Thomas von Aquin, aus dessen weitverzweigtem Werk Sie wie kein anderer ungewöhnlich kenntnisreich zu schöpfen verstanden, ist so für die jüngeren Generationen ein Rüstzeug geworden, auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes die Wirklichkeit von Zeit und Ewigkeit zu durchdringen und als verlässliche Existenzbasis zu vermitteln.“ Professor Hans Maier würdigte Pieper einmal so: „Ein echter Westfale, an dem kein Falsch ist, ein Bodenständiger mit weltweiten Verbindungen, ein nicht klassifizierbarer Klassiker.“

Pieper hat es verstanden, Akademiker und Nichtakademiker für die Philosophie zu begeistern. „Offenbar interessierte die Leute das, was ich erzählte. Ich habe immer versucht, keine Fachphilosophie zu betreiben, sondern aufzugreifen, was die Studenten bewegte“, erklärte er selbst



Josef Pieper bei der Verleihung des nordrhein-westfälischen Staatspreises durch Ministerpräsident Johannes Rau im Jahre 1987

einmal seine Anziehungskraft. Seine seit 1946 gehaltenen Vorlesungen gehörten zu den Veranstaltungen mit dem größten Hörerandrang. Aber: „Die Philosophen und Fachleute haben mich ignoriert, weil sie gesagt haben: ‚Den kann man ja verstehen.‘“ Professor Maier drückte dies positiv aus: „Das Deutsch dieses Philosophen quält den Leser nicht.“ Pieper habe die Wahrheit zum Sprechen gebracht. „Und er läßt uns miterleben, wie die Weisheit der Alten gerade wenn man sie nicht technisch und funktional gebraucht – uns an Einsicht und Erfahrung reicher macht.“

Josef Pieper kam 1904 im kleinen Dorf Elte bei Rheine zur Welt. Er studierte in Berlin und Münster Philosophie, Rechtswissenschaft und Soziologie. Nach der Promotion zum Doktor der Philosophie 1928 arbeitete er vier Jahre als Assistent an einem sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut in Münster. Mehr als ein

Jahrzehnt lebte er als freier Schriftsteller und Journalist. Nach der Machtübernahme durch die Nazis wurden mehrere seiner Veröffentlichungen über die päpstlichen Sozialenzykliken beschlagnahmt. 1946 konnte er sich dann endlich in Münster habilitieren und erhielt dort später den Lehrstuhl für Philosophische Anthropologie der Katholisch-Theologischen Fakultät.

Daß sein Lehrstuhl dort angesiedelt war, hat seinen Grund darin, daß Pieper Thomas von Aquin als seinen „Lehrer“ ansah. Zahlreich sind die Ehrungen, die dem Philosophen zuteil wurden: Neben Ehrendoktorwürden erhielt er etwa 1981 den „Romano-Guardini-Preis“, 1982 als erster Deutscher den Internationalen Balzan-Preis. Gastprofessuren führten in die USA und Kanada. Die in Münster ansässige Josef-Pieper-Stiftung bemüht sich seit 1991, das Vermächtnis des Philosophen zu wahren.

Geburtstag und Namenstag zugleich

Paulinum feierte an „Peter und Paul“ das 1200jährige Bestehen / Wünsche für eine „Schule mit Profil“

Er hat in seiner Spitzenposition mit „Zinsen statt mit Cicero“ zu tun und als global agierender Banker kommt er mit Englisch sicher besser zurecht als mit Latein: All dies hielt Bundesbankpräsident Dr. Hans Tietmeyer natürlich nicht davon ab, seiner alten Schule, an der er vor 45 Jahren zusammen mit Weihbischof Friedrich Ostermann das Abitur bestand, zum 1200jährigen Jubiläum zu gratulieren.

Die große Gymnasialgemeinde mit Lehrern, Schülern und Eltern und sicher weit über tausend „Ehemaligen“ feierte übrigens Namenstag und Geburtstag zugleich. In der Petrikerkirche fand der Gottesdienst zum Fest „Peter und Paul“ statt, anschließend gab es nachdenkliche und zukunftsweisende Geburtstagsansprachen in der Festaula. Per Videotechnik wurde der Festakt sogar in den Schultrakt übertragen, so daß fast jedermann die Festredner im Blick hatte.

Der Trierer Bischof Hermann Josef Spital, ebenfalls alter Pauliner, hob in seiner Predigt in der Petrikerkirche hervor, daß Bildung zwei Säulen habe. Neben notwendigem Wissen gehöre zur Bildung vor allem die Vermittlung von Orientierung und Wertmaßstäben, ohne die der Mensch wie ein „Schilfrohr im Informationszeitalter“ hin- und hergebogen werde.

An Bildungsdefinitionen, historischen Ausflügen, wohlgesetzten Zitaten und allerlei Visionen mangelte es anschließend beim familiären Festakt in der Schulaula nicht: „Wir schüren die Glut und hüten nicht die Asche“, setzte Schulleiter Günter Lassalle Tradition, Gegenwart und Zukunft in ein rechtes Maß. Bischof Dr. Reinhard Lettmann wünschte dem Paulinum, daß es seinen Schülern auch künftig

den „Sinn für das Staunen über die Geheimnisse des Seins“ vermitteln solle. Oberbürgermeisterin Marion Tüns dankte dem Paulinum für seine vielfältigen Botschafterdienste für die „Schul- und Bildungsstadt Münster“, und Regierungsvizepräsident Alfred Wirtz wünschte dem Paulinum, daß es auch im dritten Jahrtausend eine „Schule mit Gesicht“ bleiben möge.

Daß das Paulinum Profil hat, zeigte sich vor allem in der musikalischen Gestaltung des Festreigens. Im Gottesdienst erklang Franz Schuberts Messe G-Dur, herrlich dargeboten vom Kammerchor des Paulinums unter der Leitung von Uta Hussong. Auch beim Festakt war der um einige Ehemalige erweiterte Kammerchor noch einmal in Begleitung des Orchesters der Westfälischen Schule für Musik, diesmal unter Leitung von Ulrich Rademacher, zu hören. Der Applaus für die Musik wurde nur noch übertroffen durch den Beifall für Prof. Dr. Karl Peters (93), Mitglied der Abiturientia 1922 des Paulinums.

Hans Tietmeyer warb in seiner Festansprache „Europa auf dem Weg in das neue Jahrtausend“ für eine Politik mit Realitätssinn. Weniger durch „Gipfelleistungen“ als vielmehr durch viele Einzelschritte werde die europäische Einheit erreicht. Die Währungsunion sei ein wichtiger Schritt auf diesem Weg, allerdings müßten die Stabilitätskriterien von allen Teilnehmern akzeptiert werden.

Bei einem fröhlichen Umtrunk auf dem Schulplatz gab es dann noch ausgiebig Gelegenheit, über die hohe Politik und die Schule zu plaudern und natürlich manches Wiedersehen zu feiern.

Johannes Loy



Blick in das Kirchenschiff der Petrikerche. Der Gottesdienst am Fest Peter und Paul bildete den Auftakt zu den Feierlichkeiten anlässlich des 1200jährigen Bestehens des Gymnasiums Paulinum.

„Orientierung tut not“

Bischof Dr. Hermann Josef Spital, Trier,

Predigt zum 1200jährigen Jubiläum des Gymnasium Paulinum Münster am Fest Peter und Paul in der Petrikerche

Schwestern und Brüder im Glauben, wir haben uns hier versammelt zu einem wahrhaft denkwürdigen Anlaß. Vor 1200 Jahren hat der heilige Bischof Liudger, Gründer des Bistums und der Stadt Münster, seinem Monasterium die Domschule angegliedert. Das Gymnasium Paulinum, dessen Schüler gewesen zu sein ich mich rühmen kann, führt seine Geschichte in ununterbrochener Jahresfolge auf dieses Datum zurück. Wir haben uns am heutigen Hochfest der Apostelfürsten Petrus und Paulus hier in der Gymnasialkirche zum heiligen Petrus versammelt, um Gott zu danken für diese jahrhundertelange Schulgeschichte; wer vermag zu wägen, wieviel an menschlicher Bildung, an geistiger Förderung und an charakterlicher Formung den Schülern dieser Schule vermittelt worden ist. Wir wollen darum fürbittend und dankend der Lehrer und Schüler gedenken, die ihren irdischen Weg bereits vollendet und das Ziel ihrer Pilgerfahrt bei unserem Herrn und Erlöser erreicht haben.

Wir haben das Evangelium vom Messiasbekenntnis des Apostels Petrus soeben vernommen. Dieses Evangelium zeigt einen bemerkenswerten Einschnitt. Zunächst fragt Jesus die Jünger im Sinne einer Unterrichtung; er erbittet eine Information: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ Die Antwort der Jünger enthält die gewünschte Information. „Sie sagten: Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elia, wieder andere für Jeremia oder sonst einen Propheten.“ Es geht um eine Sachinformation, die von den Jüngern ebenso sachlich beantwortet wird.

Dann aber schlägt der Ton spürbar um. Jesus fragt: „Ihr aber, für wen haltet ihr

mich?“ In dieser Frage geht es nicht einfachhin um eine Sachinformation; hier wird vielmehr eine Stellungnahme eingefordert. Jesus fragt nicht etwa: „Was meint ihr denn, wer ich sein könnte?“ – Eine solche Formulierung hätte man noch mehr oder weniger als Information über eine so oder anders geartete Meinung der Jünger auffassen können. Aber so fragt Jesus eben nicht. Er fragt vielmehr eindeutig: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ – Und damit ist ein Bekenntnis der Jünger herausgefordert.

Petrus versteht das sofort: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes!“ Im Namen aller Apostel legt Petrus hier ein eindeutiges Bekenntnis ab. Er bezieht Stellung; er bekennt sich zu diesem Menschen Jesus von Nazareth als zu dem Sohn des lebendigen Gottes. Das ist nicht mehr freibleibende Wiedergabe einer bestimmten Meinung; das ist vielmehr eine confessio, die Konsequenzen für das Leben einschließt.

So sieht das auch Jesus – und darum preist er den Petrus selig, weil er in diesem Bekenntnis das Wirken seines himmlischen Vaters erkennt.

Information und Konfession, Wissenserwerb und Befähigung zu persönlicher Stellungnahme: Das sind die zwei Säulen, auf denen jegliche Bildung beruht. Auf beide Säulen kommt es an; man kann nicht die eine sozusagen durch die andere ersetzen wollen. Das würde der Situation des Menschen in der Welt nicht gerecht.

Wir leben in einer Wissens- und Informationsgesellschaft: Das ist wohl wahr. Die Luft ist voll von Nachrichten und Informationen; man wird davon geradezu überschwemmt und hat Mühe, nicht zu einem Schilfrohr zu verkommen, das



Festgottesdienst mit vier Bischöfen am Fest Peter und Paul: Von links: Stadtdechant Michael Scharf, Weihbischof Max Georg Freiherr von Twickel, Bischof Hermann Josef Spital, Bischof Reinhard Lettmann, Weihbischof Friedrich Ostermann.

von jedem Winde hin und her geweht wird. Man hat Mühe, sich zu orientieren – und angesichts dieser Mühe ist mancher in Versuchung, sich einfach dem jeweiligen Meinungsstrom anzupassen und jedem eindeutigen Bekenntnis auszuweichen.

Daß wir dahin gekommen sind, hat auch historische Ursachen, die ich nicht verkennen will. Wir haben in Europa Konfessionskriege erlebt und konnten uns nur mühsam zu einem Verständnis von Religionsfreiheit durchringen, wie es das Zweite Vatikanische Konzil verkündet hat, Konfession und Bekenntnis in diesem Sinne sind darum gesellschaftlich verpönt.

Konfessionskriege sind schrecklich – und niemand wünscht sich die Haltungen zurück, die zu so etwas geführt haben. Andererseits ist aber auch die Orientierungslosigkeit schrecklich; wenn niemand mehr weiß, wo er hingehört, ist ein gutes

menschliches Miteinander auch unmöglich. Wenn ein so kompetenter Diagnostiker wie Karl Jaspers unsere Gegenwart als ein „Zeitalter der Angst“ charakterisiert hat, dann ist sicher eben diese Orientierungslosigkeit einer der wichtigsten Gründe dafür. Angst schwächt den Lebenswillen des Menschen, lähmt seine Initiativekraft und stürzt ihn in eine Fülle von Selbstzweifeln. Da ist – wie der Münchener Fundamentaltheologe Eugen Biser einmal schreibt – dem Menschen vielleicht noch an Besitz und Position etwas gelegen, „nicht mehr aber an sich selbst“; er empfindet vielmehr sein Dasein eher als Last, wenn nicht gar als Zumutung.

Beide Erscheinungen haben ihre Ursache darin, daß man eine der beiden Säulen auf Kosten der anderen in den Vordergrund zu stellen suchte. Um den „Konfessionskämpfen“ zu entgehen, hat man versucht, Wissen und Nachrichten sozusagen „freibleibend“ zu vermitteln



Der Kammerchor des Paulinums unter vorzüglicher Leitung von Uta Hussong sowie das Orchester der Westfälischen Schule für Musik führten in der Petrikerche während des Gottesdienstes die Schubert-Messe in G-Dur auf.



Großer Auszug aus der Petrikerche mit vielen Meßdienern und Bischöfen.



Bischof Lettmann segnet beim Auszug aus der Petrikerkirche die Gäste auf dem Vorplatz.

und zu verkaufen; derjenige, der etwas zu vermitteln hatte, zeigt sich betont uninteressiert daran, was der Empfänger des ihm vermittelten Wissens oder der ihm übermittelten Nachricht damit anfängt. Dafür Verantwortung zu übernehmen, wies man weit von sich.

Dementsprechend läßt sich auch auf der Seite derjenigen, die sich Wissen vermitteln lassen oder Nachrichten empfangen, ein Trend ausmachen, möglichst viel, wenn nicht alles, wissen zu wollen und gleichzeitig all das „freibleibend“ zu erlangen: Man konsumiert Wissen und Nachrichten. Auf diese Weise aber verkommt man in Unverbindlichkeit und Beliebigkeit.

Wir Christen aber wissen darum, daß Gott der Schöpfer dieser Welt ist. Er trägt die ganze Wirklichkeit. Und weil die ganze Wirklichkeit von Gott her kommt, ist sie für uns verbindlich. Mit Recht kommentiert der österreichische Schriftsteller Matthias Mander den Begriff „Nachricht“ als etwas „Zum-danach-Richten“.

Und das gilt selbstverständlich ebenso von allem Wissen, das wir erlangen. Wir sind in dieser Welt auf einen Weg gestellt, der einen Anfang und ein Ziel hat. Und die uns geschenkte Zeit will „ausgekauft“ werden, wie es im Epheserbrief einmal heißt.

Die Vorstellung, man könne freibleibend Wissen erwerben oder Informationen erlangen, ist absolut wirklichkeitsfremd. Sowohl die Freiheit, die das Kostbarste ist, was Gott uns Menschen geschenkt hat, als auch erworbenes Wissen sind dazu da, daß wir sie investieren. Wer auf einer Kreuzung steht, hat die Freiheit, alle vier Richtungen zu wählen: Wenn er aber eine der Richtungen gewählt hat, sind ihm die drei anderen verschlossen. Wer sich die Freiheit erhalten will, alle Richtungen zu wählen, kann nur noch stehenbleiben; er verurteilt sich selbst zu tödlicher Erstarrung. Die Zeit wird über ihn hinweggehen.

Seit 1200 Jahren weiß sich das Gymnasium Paulinum dem christlichen Men-



Er schlägt die Orgel nicht, er streichelt sie: Siebenerausschuß-Vorsitzender Werner Schulze Buschhoff beim Festgottesdienst in der Petrikerche.

schensbild verpflichtet. Es achtet die beiden Säulen, auf denen Bildung beruht und ringt stets von neuem um das Gleichgewicht dieser beiden Elemente im Auf und Ab der Zeiten.

Nach Jahrzehnten einer rationalistischen Überbewertung reinen Wissenserwerbs ist heute die Befähigung, sich zu orientieren und einen Standpunkt zu finden, wieder ganz neu gefragt. Das zeigt sich auch daran, daß die Menschen heute wieder Gesichter sehen möchten, die die jeweilige Information oder das jeweilige Programm verantworten. Jeder Zeitungsredakteur weiß, daß eine bestimmte Mitteilung sehr viel intensiver aufgenommen wird, wenn sie mit dem Bild dessen, der da etwas mitteilt, versehen ist. Und daß unsere Wähler ganz offensichtlich wieder eher Personen als Programme wählen, weist in die gleiche Richtung.

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben, wir Christen sind in dieser Situation einerseits bestens ausgerüstet – wir sind allerdings in dieser Situation auch herausgefordert wie vielleicht seit der Zeit der Apostel nicht mehr. Ausgerüstet für gerade die Fragestellung unserer Zeit sind wir

dadurch, daß Gott in Jesus Christus für uns ein Gesicht bekommen hat. Christus kann von sich sagen: „Philippus, wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen.“ Die Offenbarung Gottes vollendet sich in der Person Jesu Christi; Gott hat sich in einem lebendigen Menschen geöffnet. Zu diesem Menschen muß und darf und kann man sich bekennen; Konfession in diesem Sinn ist gefragt.

Daran, daß Gott sich in diesem lebendigen Menschen Jesus von Nazareth – und nicht lediglich in einzelnen Sätzen – geöffnet hat, erweist sich andererseits aber jede Form von „Konfessionalismus“ als zutiefst unchristlich; denn Konfessionalismus kämpft um Sätze, Worte und Begriffe; ihm geht es um die Bevorzugung einer bestimmten Anschauung gegenüber einer anderen; der Konfession aber geht es um die lebendige Beziehung zu der Person, in der sich Gott geöffnet hat.

Danken wir Gott, daß wir in der Beziehung zu Jesus Christus eine Orientierung finden können, die uns einerseits der angstmachenden Unverbindlichkeit und Beliebigkeit unserer Gesellschaft entreißt, ohne daß sie uns andererseits in konfessionalistische Enge zwingt.

Die Beziehung zu Jesus Christus macht es uns möglich, in der Überfülle des Wissens und der Informationen, in der wir zu ertrinken drohen, Orientierung zu finden und so unser Menschsein zu retten. Alles, was der Beziehung zu Jesus Christus und der Beziehung zu unseren Mitmenschen dient, ist anzunehmen und zu fördern; alles dagegen, was uns in die Beziehungslosigkeit und in rein sachhaften Konsum – denn auch Information und Wissen kann man konsumieren – zu drängen versucht, ist abzulehnen.

Beten wir miteinander darum, daß das Gymnasium Paulinum in der Orientierung am Menschen, der in Jesus Christus seine endgültige Form gefunden hat, auch den Menschen künftiger Jahrzehnte und Jahrhunderte bilden kann. Amen.



Rappelvoll war die Schulaula beim Festakt.

1200 Jahre Paulinum in Wort und Bild

Günter Lassalle (Hg.): 1200 Jahre Paulinum in Münster. 797–1997. Erschienen im Selbstverlag des Paulinums, Gesamtherstellung: Druckhaus Aschendorff, Münster, 736 Seiten mit zahlreichen Fotos und Abbildungen, 50 Mark. Bezug durch das Paulinum und durch die Geschäftsstelle der „Westfälischen Nachrichten“ am Prinzipalmarkt in Münster.

Viele Schulen haben ihre Jubiläen bereits mit Festschriften geschmückt und bereichert. Das Paulinum in Münster, das sich 1997 einer 1200jährigen Geschichte seit der Gründung durch Liudger vergewisserte, präsentiert sich mit einem opulenten Werk, das in Inhalt und Form trotz kurzer Produktionszeit Maßstäbe setzt. Es ist keine trockene Chronik entstanden, sondern ein „Paulinum-Lexikon“, das nicht nur ehemaligen Schülern der Schola Paulina Freude bereitet, sondern sich auch Schulforschern und Regionalhistorikern zuwendet.

Unter der Leitung von Oberstudienleiter Günter Lassalle und unter Mitarbeit von Manfred Derpmann, Armin Müller und Peter Müller hat sich ein fachlich versiertes Autorenteam der Geschichte und Gegenwart des Paulinums angenommen. Wer sich für die geschichtliche Entwicklung der Schule interessiert, für den sind die ersten 185 Seiten der Jubiläumsschrift eine wahre Fundgrube. Franz Josef Jakobi beleuchtet die Anfänge und Frühgeschichte unter Liudger und seinen Bischofsnachfolgern, Bernd Schö-

nemann befaßt sich mit „Humanismus und Jesuitenzeit“, Alwin Hanschmidt mit der Entwicklung vom Jesuitengymnasium zur preußischen Lehranstalt. Silvia Dethlefs untersucht das Paulinum im 19. Jahrhundert. Wolfgang Jacobmeyer schildert die Zeit vom 1918 bis 1945, Schulleiter Günter Lassalle schlägt den Bogen zur Gegenwart.

Weit gefächert sind die Stichwörter des üppigen Lexikonteils. Er reicht von „Abiturfahne“ über „Kinderlandverschickung“ oder die „Lehrerbibliothek“ und „Schulmusik“ bis hin zu „Z“ wie „Zeichenlehrer“. Lehrer-Originale, Kunstschätze im Besitz des Paulinums oder Informationen über allerlei studentische Bräuche sind hier ebenso zu finden wie eine besonders dichte Abhandlung von Bernd Haunfelder, der in mühevoller Arbeit bekannte Abiturienten des Paulinums im 19. und 20. Jahrhundert auflistet und porträtiert. Die Schule darf sich mit vielen bekannten Namen von Bischöfen, Politikern und Universitätslehrern schmücken. Deutlich wird in der Festschrift stets das Bemühen, Gegenwart und Zukunft der Schule im Blick zu behalten und neue Traditionen zu stiften. Eine Zeittafel, eine Auswahlbibliographie sowie ein Nachschlageverzeichnis runden das Paulinum-Lexikon ab. Die aufwendige Arbeit hat sich gelohnt. Das Buch findet bereits unter den Alten Paulinern reißenden Absatz.

Johannes Loy

„Wir schüren die Glut ...“

Begrüßung von Oberstudiendirektor Günter Lassalle, Leiter des Paulinum, zu dem Festakt am 29. Juni 1997 in der Schulaula

Discipulis etiam suis mane diebus singulis tradere per se lectiones non neglexit, et quidquid in sacris codicibus faciendum invenit, illud instantissime studuit observare et docere.

Diese Beschreibung der Lehrtätigkeit Liudgers an seiner Schule, dem heutigen Paulinum, stammt von Altfried, seinem zweiten Nachfolger als Bischof von Münster und vierten als Abt von Werden.

Er unterließ es auch nie, seinen Schülern jeden Morgen selber Unterrichtsstunden zu erteilen; und was immer er in heiligen Büchern an Anregungen fand, das bemühte er sich mit allem Fleiß selbst zu befolgen und andere zu lehren (cap. 30).

Das klingt wie ein knappes, aber stets aktuelles Schulprogramm: selbst aneignen, vorleben, dadurch glaubwürdig machen und dann weitergeben. Das, was das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung als bestimmende Kennzeichen für einen guten Lehrer herausgefunden hat, das verkörperte Liudger ohne Bestätigung durch ein großes Forschungsprogramm.

Liudger stand in bester Bildungstradition, sein Lehrer war der berühmte Gregor von Utrecht gewesen, dessen Lehrer wiederum Bonifatius gewesen war. Außerdem hatte Liudger, Welch sinnfällige Beziehung, in York, unserer heutigen Partnerstadt, bei Alkuin studiert.

Ein exzellentes Fundament für eine Schule, und wenn wir auch sonst für die Anfangszeit nur wenige Belege haben, so sind wir doch durch die Admonitio generalis über den Bildungsplan und die benutzten Lehrbücher in der Frühzeit gut unterrichtet. Auch ein wichtiger Brauch, der Maigang, 1042 von Bischof Hermann I. gestiftet, der bis 1590 – also 550

Jahre lang – jährlich stattfand und ein fester Bestandteil des Schullebens war, vermittelt einen Blick in das Innenleben der damaligen Schule.

Einen großen Umbruch erlebte das Paulinum um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als die Vorboten des Humanismus in Münster einsetzten; die um 1451 erschienene Schrift „Tractatulus dans modum teutonisandi casus atque tempora“, dessen Verfasser – dies hat Ulrich Töns erstmals in unserer Festschrift nachgewiesen – der Domherr Heinrich von Keppel war, der 1485 erschienene „Codrus“ des Schulleiters Kerckmeister und schließlich das Wirken des Domherrn Rudolf von Langen sind Belege für eine lebendige Diskussion, die zur Umgestaltung der Domschule in eine humanistische Gelehrtenschule führten, die spätestens um 1500 abgeschlossen war (Reform des Lehrkörpers, Reform der Schulbücher, Reform des Lehrplans, Reform der Schulorganisation von 3 auf 5 Klassen). Damit war das Paulinum mit der Schule in Deventer, die heute allerdings nicht mehr besteht, zu einem der ersten Gymnasien, die wir überhaupt kennen, geworden.

Als am 22. Oktober 1588 der erste Unterricht unter den Jesuiten stattfand, da hatte Gottfried von Raesfeld durch seine testamentarische Verfügung die Voraussetzungen dafür geschaffen. Und als dann Schüler aus ganz Norddeutschland nach Münster kamen, lag das nicht nur daran, daß die Jesuiten kein Schulgeld verlangten, sondern ist auch ein Beleg für die Attraktivität der jesuitischen Pädagogik, die sich entgegen vielen Vorurteilen durch eine gleichmäßig ruhige und zugleich freundliche Art des Umgangs auszeichnete bei einem hohen Anspruch an Disziplin. Und wie wichtig die war, belegen die

Schulakten. Der bald notwendig gewordene neue Schulbau wurde an der Aa errichtet, wo heute noch die Petrikerche steht. Er konnte schon 1593 bezogen werden und bildete bis 1943 das Domizil der Schule. Die Stadt Münster, die der Ankunft der Jesuiten eher skeptisch gegenübergestanden hatte, war bald stolz auf die blühende Schule, und die Verbindung mit ihr wurde durch die wöchentlichen Disputationen und durch das jährliche prächtige Theaterspiel so intensiv, wie man sich das heute kaum noch ausmalen kann.

Unsere Kirche, die Petrikerche, die heute meistens als Kollegkirche oder auch als Jesuitenkirche in amtlichen Publikationen bezeichnet wird, war weder das eine noch das andere, sondern sie ist als Schulkirche gebaut worden. Dies belegt schon die Bauausführung; die Konzeption war ganz auf die Bedürfnisse der religiösen Unterweisung der Schüler konzipiert worden. Abgesehen davon, daß der Bau des Kollegs erst 1608 angefangen worden ist.

Als 1773 Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden aufhob, war dies wiederum nicht ein Ende, sondern der Beginn weitreichender Reformen, eine Anpassung an die Herausforderungen jener Zeit. 1820 fand unter Direktor Nadermann, dem letzten Geistlichen, der Leiter des Paulinum war, die erste Reifeprüfung statt, nachdem die Umgestaltung in ein preußisches Gymnasium vollendet war. Kinderlandverschickung und Unterricht in den Flakstellungen ab 1943 läuteten das allmähliche Ende ein.

Am 21. Februar 1946 erfolgte die feierliche Wiedereröffnung, aber noch lange sollten wir mit dem Schillergymnasium, in dessen Gebäude wir Gast waren, Schichtunterricht haben, bis endlich 1957 dieser Schulbau hier am Stadtgraben das dritte Zuhause in der Geschichte der Schule wurde.

Die Entwicklung des Paulinum, das nie in seiner langen Geschichte den Namen

ändern mußte und das immer wieder durch teilweise gewaltige Veränderungen betroffen war, ist ausführlich in dieser Schrift dokumentiert.

Meine Damen und Herren!

Wenn wir 1200 Jahre Paulinum feiern, so tun wir das nicht, weil wir uns von der Gegenwart abwenden und uns nur der Geschichte widmen. Aber wenn wir kritische Kraft erlangen wollen, dann ist es ein erstes Erfordernis, die Solidarität mit der eigenen Vergangenheit nicht zu verdrängen. In rückwirkender Betrachtung vermögen wir etwas zu erfahren, was unsere persönliche Erfahrung übersteigt. Unser heutiges Profil belegt, daß wir uns der Vergangenheit zwar verpflichtet fühlen, aber den Herausforderungen der Zukunft zugewandt sind. Wir haben Anlaß genug, auch die Gegenwart zu feiern. Der Blick nach vorn gehört zu unserem Profil, gesteuert vom Suchen nach neuen, geeigneten Lösungsansätzen für die erkennbaren Zukunftsaufgaben. Wir schüren die Glut und hüten nicht die Asche!

Wir sind auch keine Kaderschmiede, vor allem keine Schmiede, denn Charakter und Talente können nicht geschmiedet werden, sondern die vielfältigen Talente, die intellektuellen und moralischen Fähigkeiten, die unsere Schülerinnen und Schüler besitzen, müssen geweckt und gepflegt werden, und es muß vermittelt werden, daß das Abitur nicht als Finale der Talentpflege zu betrachten ist. Sachkompetenz muß sich mit Einfallsreichtum und Einsatzbereitschaft verbinden. Gleichzeitig darf man aber nicht verlernen, sein geistiges Leben zu vertiefen. Daß ein solches Bemühen von denen, die das Paulinum verlassen, anerkannt wird, dafür ist nicht nur der zahlreiche Besuch unserer ehemaligen Schülerinnen und Schüler heute ein Beleg, sondern auch dieses Werk des Künstlers Stefan Rodendahl, ein Geschenk der Abiturientia Paulina 1997, für das wir dankbar und auf das wir

stolz sind. Die Abiturienten haben es uns mit den Worten überreicht:

Das Thema dieser Statue ist die Wechselbeziehung zwischen Schülern und Lehrern hinsichtlich des Begriffes „Bildung“. Die Vögel symbolisieren die Schüler, die nach Abschluß der Schullaufbahn entfliegen. Die Hände sollen die Lehrer symbolisieren. Es sind gebende und formende Hände. Die Lehrer bilden die Schüler.

Im Fuß des Baumberger-Sandstein-Sockels ist eine weitere Gruppe junger Vögel dargestellt. Von dieser Gruppe

lösen sich einige und fliegen, gerade flügge geworden, gen Himmel bzw. in Richtung der Bronze-Hände, welche in ihrer Gestik scheinbar die Vögel zur Fütterung rufen. Vielleicht sind auch einige dabei, die das Futter nicht annehmen und ihren eigenen Weg gehen bzw. fliegen wollen. Sicher ist ihr Flug nicht so geleitet und geführt wie der Weg durch die Schule.

Mit diesem Geschenk möchte die Abiturientia Paulina 1997 sich noch einmal herzlich bei ihrer Schule und den Lehrern bedanken.

Chronogramme für 1998

PAX WESTPHALICA
TRECENTOS ET QUINQUAGINTA ANNOS CESSANS
EUROPAM FOEDERIBUS EGREGIIS
ARTIBUS CONIVNGAT!

Der Westfälische Friede,
der sich dreihundertfünfzig Jahre säumig zeigte,
möge Europa durch ehrenvolle Verträge
fester verbinden!

Leo Frahling (1954)

CONSOLARI TRISTES – CERNVOS LEVARE –
DEBILES CONFORTARE – VIDVAS ADIVARE –
VISERE GRAVITER PATIENTES.

Traurige trösten – Gebeugte aufrichten –
Schwache stärken – Witwen unterstützen –
Schwer Leidende besuchen.

Abt Dr. A. Ohlmeyer

Grußwort Dr. Reinhard Lettmann, Bischof von Münster

Verehrte Festversammlung!
Ludger, mein erster Vorgänger als Bischof von Münster, liebte es, auf seinen Wegen durch das weite Bistum Freunde und Schüler als Begleiter mitzunehmen. Er selbst konnte ihnen auf diese Weise aus dem Schatz seines eigenen Wissens weitergeben, und zugleich machten sie gemeinsame Erfahrungen auf ihrem Weg.

An diesen Beginn knüpft mein Wunsch an. Ich wünsche, daß das Paulinum einen Lebensraum bietet, in dem Lehrer und Schüler Erkenntnis- und Wertvorstellungen miteinander teilen und gemeinsam bedeutungsvolle Augenblicke erleben können.

Eine Schule, die sich in falsch verstandener Neutralität dem Bemühen versagt, die Schüler zu inneren Einstellungen zu führen, nimmt ihre Verantwortung nicht

wahr. Sie übergibt damit die jungen Menschen anderen Vertretern unserer Massenzivilisation, die höchst nachdrücklich Haltung und Werturteil beeinflussen, wie zum Beispiel das Fernsehen oder die Werbung.

Persönlichkeitsbildung fängt damit an, den angeborenen Sinn des Menschen für das Staunen zu pflegen, Aufmerksamkeit und Ehrfurcht für das große Geheimnis des Seins und vor allem vor dem Leben des Menschen zu wecken sowie Einfühlungsvermögen und Achtung vor anderen zu entwickeln.

So kann die Schule ein freier und offener Raum sein, in dem man lernt, Mensch zu sein und als Mensch zu leben. Eine solche Schule ist auch in unserer Zeit ein herausragender Ort der Kultur. Das zu sein, wünsche ich dem Gymnasium Paulinum.

Grußwort Marion Tüns, Oberbürgermeisterin der Stadt Münster

„Das erste, was Ludgerus gleich nach seiner Ankunft unternahm, war die Gründung einer Klosterschule, ähnlich jener Anstalt von Utrecht, nicht allein um junge Geistliche zu bilden, sondern auch durch den Unterricht der Jugend in Gottesfurcht und Sitte am sichersten auf die Veredlung des Volkes zu wirken“, so beschreibt Luise von Bornstedt, eine Schriftstellerin aus dem münsterischen Bekanntenkreis der Annette von Droste-Hülshoff, im Jahre 1843 die Gründung des Paulinum.

Gottesfurcht und Sitte zu lehren, um in den Termini des letzten Jahrhunderts zu bleiben, waren und sind wichtige Grund-

lagen schulischer Erziehung, verankert in dem klassischen Auftrag des Schulwesens: Vermittlung von Wissen und Vorbereitung auf Studien oder berufliche Tätigkeiten. Daneben unterliegt der schulische Auftrag ebenso dem Wandel wie die Gesellschaft selbst. Und wenn wir heute nach Beständigem fragen, dann liegt die Beständigkeit vornehmlich in der Gewißheit, daß sich der Wandel immer rasanter vollzieht und künftig auch vollziehen wird. Aber eine Erkenntnis der Bibel, Prediger Salomo 1, Vers 18, bleibt heute wie vor 2000 Jahren aktuell: Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens; und wer viel lernt, der muß viel leiden.



EHRENGÄSTE beim Festakt (von links): Weihbischof Friedrich Ostermann (Abiturientia 1952), Weihbischof Max Georg Freiherr von Twickel (1944), Oberstudiendirektor Günter Lassalle, Bundesbankpräsident Hans Tietmeyer (1952), Oberbürgermeisterin Marion Tüns, Bischof Reinhard Lettmann und der Trierer Bischof Hermann Josef Spital (1946).

1200 Jahre ist an dieser Schule Weisheit gesammelt, gelernt und gelitten, aber sicher auch gelacht worden.

Viele von Ihnen werden die Erinnerungen des bekannten Galeristen Alfred Flechtheim kennen, aber sie sind immer wieder amüsant: Er schreibt: Ich war Schüler des Paulinischen Gymnasiums, an das mich Schönes und Schreckliches erinnert. Die Fußböden der Klassenzimmer wackelten so, daß wenn Bent Schucht darüber hin schlurfte, das ganze Zimmer zitterte. Und wenn Tebbe mit seinem Rohrstock durch die Masse ging und uns unregelmäßige griechische Verben heruntersagen ließ und dabei dieser Rohrstock sauste, klirrten die Öfen. In die Öfen steckten wir Kastanien, die explodierten, und manchmal verbrannten wir auf der Erde einen Frosch, und Papa Loens schrie entsetzt: „Ein Attentat“. Ich möchte erläutern, liebe Festgäste, das alles geschah zu Zeiten um die Jahrhundertwende.

Viele begabte Schüler hat das besondere Renommee des Paulinums durch die Jahrhunderte nach Münster gerufen. Es war eine Schule, die vielen jungen Männern das Rüstzeug gegeben hat, in ihrer Zeit und in ihrer Gesellschaft herausragende Positionen zu bekleiden.

Und da sie leider nicht alle ihr weiteres Leben in Münster verbringen konnten oder wollten, sind sie wie ihr Paulinum zu den besten Botschaftern der Schul- und Bildungsstadt Münster geworden.

Die meisten von ihnen haben beherrscht, was Sie, Herr Lassalle, der Abiturientia dieses Jubiläumsjahrgangs mit auf den Weg gegeben haben: „Niemals tatenlos zusehen, sondern den Herausforderungen der Zukunft mit Tapferkeit und Phantasie begegnen.“

Beständigkeit in der schulischen Bildung, in der Entwicklung eines sozialen Gesellschaftsverständnisses, meine Damen und Herren, liegt aber auch in einem Wort, das älter ist als das Gymnasium Paulinum.

In Kapitel 15 seines Briefes an die Römer schreibt der Namenspatron dieser Schule: „Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Unvermögen tragen und uns nicht selbst zu Gefallen leben!“

Dieses Wort, so meine ich, ist durchgängiger Auftrag an all jene, die in ihrer Zeit Elite waren oder heute in ihren Positionen Verantwortung für andere tragen.

Es akzeptiert die unterschiedlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten der Individuen in einer Gesellschaft, aber es verdeutlicht ebenso, daß es keine Abgrenzung dazwischen geben darf, keine selbstgefällige Ichbezogenheit, die alles andere überwiegt.

Die Starken sind es, die mit ihren Fähigkeiten und ihrer Kompetenz nicht nur den Herausforderungen der Zeit tapfer begegnen können, sondern mit ihrem Wissen und in ihren Positionen Gesellschaften gestalten.

Jedes Schul- und Studienjahr mehr erhöht das Wissen, vermittelt die Fähigkeit zu lernen, versetzt mehr in die Lage, nicht nur sein eigenes Leben selbstbestimmt in die Hand zu nehmen, sondern auch sein Umfeld zu prägen.

Und mit jedem Wissen mehr sollte das Bewußtsein wachsen, diese Fähigkeiten in Verantwortung vor einer Gesellschaft zu nutzen, die sich nicht nur als Gruppe nebeneinander existierender Einzelinteressen, sondern auch als Gemeinschaft versteht.

Wo besser, anschaulicher und praktischer könnte dieses geschehen, als in der Gemeinschaft einer Schule. Auf dieser Grundlage hat das Paulinum sein eigenes, unverwechselbares Profil aufgebaut. Auf dieser Grundlage konnte die Trägerschaft des Bischofs nahezu nahtlos in die Trägerschaft der Stadt übergehen. Auf dieser Grundlage konnte die Koedukation aufgebaut werden. Auf dieser Grundlage war und ist dieses Gymnasium ein guter Partner der Stadt Münster in ihrem Be-

streben des internationalen Austausches und der Verständigung. Die Schule hat sich schon immer mit großem Engagement an der Pflege der Städtepartnerschaften beteiligt.

Und ich freue mich sehr, bei diesem heutigen Festakt eine Delegation aus Braunsberg, dem heutigen Braniewo, unter der Leitung des Ratsvorsitzenden, Herrn Wislaw Weyer, begrüßen zu können. Die Beziehungen zwischen dem Gymnasium Hosianum in Braunsberg und dem Paulinum spielen auch in unserer Städtefreundschaft eine besondere Rolle.

Auch das Konzept von Öffnung von Schulen in die Stadt hinein hat das Paulinum immer aktiv mitgetragen. Ich brauche hier nicht aufzuzählen, zu wie vielen Gelegenheiten das Blasorchester offizielle Veranstaltungen der Stadt und der Oberbürgermeisterin begleitet hat. Und wie

harmonisch zusammengearbeitet wird, das konnten wir in der gemeinsamen Gestaltung des Gottesdienstes zwischen der Stadt, Musikschule und dem Chor des Paulinum miterleben.

Die Schola Paulina Monasteriensis und die Stadt Münster sind länger und tiefer miteinander verbunden, als es 23 Jahre Schulträgerschaft ausdrücken können.

Ich gratuliere dieser Schule, ihrem Leiter, dem Kollegium, den Sekretärinnen und dem Hausmeister, den Eltern und den Schülerinnen und Schülern zu diesem herausragenden Jubiläum und zu dieser Beständigkeit. Ich gratuliere aber auch der gesamten Bürgerschaft zu dieser Schule. Mögen hier noch viele Generationen unterrichtet werden. Wobei leider nicht alle Lehren des hl. Paulus beherzigt werden können, denn in dieser Schulgemeinde wird kein Weib mehr zum Schweigen verurteilt.

Grußwort Hans Wirtz, Regierungsvizepräsident

Gern überbringe ich für die Landesregierung von NRW und für die Bezirksregierung Münster Grüße und Glückwünsche zu einem außerordentlichen Schuljubiläum. Ich tue dies in Vertretung des Herrn Regierungspräsidenten. Zugleich gratuliere ich persönlich ganz herzlich im eigenen Namen.

Bitte nehmen Sie auch die Glückwünsche der Damen und Herren der Schulabteilung meines Hauses auf, die dem Paulinum durch praktisch alltägliche Kontakte besonders verbunden sind.

Es ist spannend, in der wechselvollen Geschichte dieser Schule zu lesen. Nach gesicherten Quellen kann das Gymnasium Paulinum Münster auf eine 1200jährige ununterbrochene Schulgeschichte zurückblicken.

Luidger, der erste Bischof von Münster, hat die Bildungsanstalt 797 als Domschule gegründet. Aus dieser ging im Jahre 1500 direkt und nicht als Neugründung ein humanistisches Gymnasium hervor, das von 1588 bis 1773 von den Jesuiten getragen wurde. Anfang des 19. Jahrhunderts übernahm der König von Preußen, also der Staat, die Trägerschaft der Schule, die bis zur Kommunalisierung im Jahre 1974 Bestand hatte. Seit diesem Jahre ist das Paulinum ein städtisches Gymnasium.

Eindrucksvoller als diese chronologischen Daten ist die Geschichte der inneren Entwicklung der Schule.

Maßgebend für den Unterricht war anfangs die Verordnung Karls des Großen aus dem Jahre 789. Mit den Domkirchen

und Klöstern sollten Schulen verbunden sein, „in denen die Knaben die Psalmen, die Schriftzeichen, den Gesang, das Berechnen der kirchlichen Festtage und die lateinische Grammatik erlernen sollten“. Alleinige Aufgabe dieser Schulen war die Ausbildung der Geistlichen.

Heute bietet das Gymnasium Paulinum ein Schulprogramm an, das in seiner Vielfalt seinesgleichen sucht. Neben der Pflege der alten steht das Angebot der neuen Sprachen. Emanzipiert stehen heute gleichrangig Mathematik und Naturwissenschaften neben dem traditionellen Fächerkanon. Wie bei der Gründung der Gesang, so ist heute Musik ein besonderer Schwerpunkt des Bildungsangebots.

Die rege Beteiligung der Pauliner an Wettbewerben der unterschiedlichsten Bereiche, die Pflege des Sports und der Orchestermusik haben zu einer erfreulichen und durch viele Preise anerkannten Öffnung von Schule geführt.

Es sind schon lange nicht mehr nur Knaben, denen „umfassendes Wissen, einwandfreier Lebenswandel und vollendete Bildung“ vermittelt werden sollen, wie es in einer Schrift aus dem Jahre 865 gefordert wird, die einst maßgebend für den Unterricht an Domschulen war.

Heute besuchen Mädchen und Jungen das Gymnasium Paulinum. Sie sind in eine moderne, demokratisch verfaßte Industriegesellschaft hineingeboren worden, sie müssen befähigt werden, technische und ethische Herausforderungen zu bestehen.

Welch eine Aufgabe: das Bekenntnis zur Tradition glaubwürdig zu praktizieren und gleichzeitig nach einem modernen Bildungsprogramm Schülerinnen und Schüler zu erziehen und zu bilden. Ich wünsche all denen, die sich für diese Aufgabe engagieren und in einem bisweilen zeitweise schmerzlichen, aber unumgänglichen Veränderungsprozeß als Lehrerin oder Lehrer, als Eltern, als Schülerin und Schüler am Gymnasium Paulinum in Münster mitwirken, die notwendige nachhaltige Anstrengungsbereitschaft und stets das richtige Augenmaß. Ich wünsche ihnen das rechte Gespür für unverzichtbare Werthaltungen und Normenmentalität und den Mut, sie auch gegen modische Trends zu verteidigen. Ich wünsche ihnen, daß sie die Kunst des dialektischen Denkens lernen und die intellektuelle Auseinandersetzung in Wort und Widerwort, in Rede und Gegenrede üben. Ich wünsche ihnen viel Offenheit für die immer wieder notwendige Reflexion über eigenes fachliches und pädagogisches Tun und Lassen. Nicht das Feiern eines Jubiläums allein wird einer Schule Rang und Ansehen erhalten. Es sind vielmehr das gemeinsame Erleben dieser Tage und Wochen und das gemeinsame Erinnern, die ein gesteigertes Wir-Gefühl und eine solidarische Verantwortungsgemeinschaft schaffen.

Hieraus möge sich eine pädagogische Dynamik entwickeln, die das Gymnasium Paulinum als Schule mit authentischem Profil, als Bildungsstätte mit eigenem Gesicht sicher in das nächste Jahrtausend tragen möge.



Schulleiter Günter Lassalle bedankte sich bei Sängern, Musikern und bei Dirigent Ulrich Rademacher für die musikalische Umrahmung des Festakts.

Europa auf dem Weg ins neue Jahrtausend

Festrede Dr. Hans Tietmeyer, Präsident der Deutschen Bundesbank, Abiturientia 1952

1200 Jahre Schola Paulina, das ist ein großes kulturhistorisches Ereignis für Münster und für das Münsterland, aber darüber hinaus auch für das gesamte Schul- und Bildungswesen in Deutschland. Meine Vorredner haben die Bezugsfelder zur Kirche, zur Stadt und auch zum Staat bereits in angemessener Weise gewürdigt.

Durch die Entscheidung des Direktors ist mir nun die Ehre zugefallen, am heutigen Jubiläumstag die sogenannte Festansprache halten zu dürfen. Dabei bin ich weder Historiker, noch Schul- oder Bildungsexperte. Ja, nach der Kategorisierung in der Schrift zur 1150-Jahr-

Feier gehöre ich auch nicht zur Gruppe der „hervorragenden Pauliner“ (Um in diese Liste aufgenommen zu werden, mußte man nämlich Bischof, Dompropst, Oberstudiendirektor oder doch mindestens ein bekannter Professor oder Politiker sein).

Ich übe dagegen nur einen äußerst bürgerlichen Beruf aus: nämlich den eines Zentralbankers. Beruflich befasse ich mich zum Beispiel mehr mit Zinsen als mit Cicero, obwohl ich aus Cicero-Texten viel gelernt habe. Nur gelegentlich begegnet mir in der Tagesarbeit auch eine Weisheit aus der antiken Literatur. So hat mich in den letzten Wochen ein Vorgang

bisweilen an ein Wort aus Vergils Aeneis erinnert: *Auri sacra fames*, der heilige oder besser: der verwünschte (*sacra* hat ja bekanntlich beide Bedeutungen) Hunger nach Gold!

Aber Spaß beiseite! Ich habe mich gefragt, was ich nun eigentlich neben meiner Verbundenheit mit Schule, Stadt und Region in diesen Festvortrag einbringen kann. Nach einigem Nachdenken habe ich mich für das Thema Europa entschieden, und zwar konkret: „Europa auf dem Weg ins neue Jahrtausend“. Dahinter steht die Überzeugung, daß die nächsten Jahre und Jahrzehnte Europa in seiner Vielfalt und – trotz aller Unterschiede – auch seiner weitgehenden geistesgeschichtlichen Gemeinsamkeit mit großen Herausforderungen konfrontieren wird.

Dabei mag auch eine Rolle gespielt haben, daß mich das Thema Europa und europäische Integration persönlich schon früh beschäftigt und fasziniert hat. Schon 1951 in der Oberprima habe ich nämlich im Fach Erdkunde eine Arbeit über die damals entstehende Montanunion geschrieben.

Seither hat sich in Europa und der Integration in Europa vieles verändert – sicher mehr zum Guten als zum Schlechten. Ich selbst war und bin seit Mitte der sechziger Jahre beruflich immer wieder mit Fragen der europäischen Integration unmittelbar befaßt und habe in vielen Funktionen und vor allem in vielen Tag- und Nachtsitzungen an dem oft mühsamen, aber doch so notwendigen Prozeß der fortschreitenden Integration mitgewirkt.

Daß bei der europäischen Integration heute einerseits der Handel (durch den Gemeinsamen Markt) und andererseits das Geld (durch das Europäische Währungssystem und die anvisierte Währungsunion) eine solch prominente Rolle spielen, mag dem historisch und kulturell Interessierten wie eine boshafte Laune der Geschichte erscheinen.

Denn gerade diese beiden Bereiche – Handel und Geld – haben im europäischen Denken über Jahrhunderte hinweg vielen als anrühlich und moralisch zwicklichtig gegolten. Wohlgermerkt, nicht das Wirtschaftliche im umfassenden Sinne erschien dabei verwerflich. So unterschied schon Aristoteles streng zwischen der Ökonomie einerseits und der Chrematistik andererseits, die Handels- und Geldgeschäfte umfaßt. Die Ökonomie sah er als natürlich und notwendig an. Die Chrematistik dagegen brandmarkte er als Ausbeutung, als wider die Natur. Auch Platon hat in seinen „*Nomoi*“ erwähnt, die ideale Stadt möge nicht allzu nah am Meer liegen. „Denn die Nähe des Meeres ist... eine bittere Nachbarschaft. Indem es nämlich den Handel und vermittels des Kleinverkehrs den Gelderwerb gedeihen läßt..., macht es die Bürger unzuverlässig und liebloß gegeneinander.“ [*Nomoi*, IV, 705a]

Diese dichotomische Sicht vom Wirtschaftlichen spiegelte sich lange im Urteil über das Geld. Geld als Tauschmittel und Wertmaßstab galt als notwendig und sinnvoll. In der Funktion, stoffliche Werte über die Zeit hinweg zu transformieren, waren Geld und sein Sprößling, der Zins, hingegen als unsittlich verpönt.

Diese Sicht inspirierte das berühmte Kanonische Zinsverbot, das wohl auch am Paulinum lange zum Lehrstoff gehörte. Die Gründung des Paulinum im Jahre 797 erinnert übrigens an einen großen Vorkämpfer dieses Verbots. Karl der Große war es nämlich, der das Zinsverbot, das anfangs nur für den Klerus gegolten hatte, auf Laien ausdehnte. Das Zinsverbot diente ursprünglich dem Schutz der kleinen Leute. Denn in der agrarisch, stark auf Subsistenz ausgerichteten Wirtschaft hatte der Kredit keine wesentliche gesamtwirtschaftliche Funktion. Kredit diente nicht – wie heute wohl in den meisten Fällen – dazu, Realkapital zu bilden und das Potential für die



Bundesbankpräsident Hans Tietmeyer (Abiturientia 1952) bei seiner Festansprache.

zukünftige Produktion zu stärken. Der Wunsch nach Kredit entsprang damals meist der nackten Not. Das Kreditgewähren erschien somit als ein hartherziges Verweigern der Christenpflicht, den Nächsten zu lieben und Almosen zu geben.

Doch die Wirtschaft entwickelte sich weiter. Die Arbeitsteilung nahm zu, der Handel florierte. Es entstanden Handelszentren wie Venedig oder Florenz. Später kamen Industrialisierung und Technisierung hinzu. Damit wurde der Kredit für den wirtschaftlichen Ablauf immer wichtiger. Die Dynamik der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung entzog der unter spezifischen Bedingungen entstandenen Norm des Zinsverbotes zunehmend den Boden.

Das alles ist ein deutliches Beispiel für die These: Auch Normen müssen sich in der Realität bewähren. Von der Realität losgelöste, abstrakte Normen verlieren leicht ihren eigentlichen Sinn.

Dynamik und Entwicklung – das wurden in der heranbrechenden Neuzeit die Schlüsselbegriffe für Europa. Damals spielte sich das bisweilen so genannte europäische Wunder ab.

Worin bestand es? Nun, ganz grob gesagt, befand sich am Ende des 15. Jahrhunderts eine Reihe von Machtzentren in der Welt – China, Indien, Japan, das Osmanische Reich und eben Westeuropa – mehr oder weniger auf einer ähnlichen wirtschaftlichen Entwicklungsstufe. Doch in Westeuropa setzte ein mit keiner anderen Region vergleichbarer Aufschwung in Kultur und Wissenschaft, in Technik und Wirtschaft ein. Europa sollte so bis zum Beginn unseres Jahrhunderts das dominante Zentrum der Welt sein.

Warum ausgerechnet Europa? Neben der zunehmenden Emanzipation des Individuums gibt es hierfür eine verblüffende Theorie, wie sie etwa der amerikanische Historiker Paul Kennedy vertritt. Demnach unterlagen die anderen

Machtzentren – außer Europa – damals alle zumeist einer zentralistischen Autorität. Diese konnte zwar eine uniforme religiöse und gesellschaftliche Praxis erwirken. Aber das wirkte nur begrenzt stimulierend und dynamisch, Europa hingegen war politisch zumeist hoffnungslos zersplittert und geprägt von Rivalität zwischen diversen Königreichen und Stadtstaaten. Diese Rivalität führte aber zu einer einzigartigen Konkurrenz- und Wettbewerbssituation in Europa. Niemand konnte so kulturelle, wirtschaftliche und technische Neuerungen auf Dauer aufhalten. Sie sprangen von einem Territorium auf das andere über.

Europa wurde so schon früh zum Motor der kulturellen, wirtschaftlichen und technischen Innovation. Die interne Rivalität im politisch zersplitterten Europa war somit sein Glück. Sie schuf den Nährboden für den kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritt.

Die interne Rivalität Europas war aber zugleich auch politisch sein Unglück. Denn sie führte zu einer schier ununterbrochenen Kette von Kriegen mit unendlichen Greueltaten, menschlichem Leid und materieller Zerstörung – bis in unser Jahrhundert hinein. Aus dieser Geschichte müssen wir nun lernen. Wir dürfen sie nicht vergessen. Die beiden Kardinalziele für die Integration Europas müssen deswegen sein:

1. Die europäische Integration muß es schaffen, das politische Konfliktpotential dauerhaft und nachhaltig zu verringern und Konflikte, soweit sie dennoch auftreten, beherrschbar zu machen. Das ist das politische Ziel der Integration.

2. Dabei muß aber die europäische Integration den produktiven Wettbewerb in Europa erhalten, nämlich jenes Klima von Dynamik und Entwicklung im Geistigen wie im Wirtschaftlichen. Das ist das gesellschaftliche und ökonomische Ziel.

Nach dem Zweiten Weltkrieg stand natürlich zunächst das politische Ziel im



Der Kammerchor des Paulinums, mit einigen Ehemaligen erweitert, und das Orchester der Westfälischen Schule für Musik unter der Leitung von Ulrich Rademacher gestalteten den Festakt zum 1200jährigen Bestehen des Paulinums in der Schulaula.

Vordergrund: Nie wieder Krieg. Churchill's berühmte Züricher Rede von 1946 drückte die Vision vom geeinten Europa aus. Adenauer trieb die deutsch-französische Versöhnung voran. Schon 1951 entstand die Montanunion.

Doch mit dem Nein der französischen Nationalversammlung zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft mußte die politische Integration 1954 eine schwere Niederlage hinnehmen. Adenauer und vor allem Walter Hallstein setzten nun auf die verstärkte ökonomische Integration der kleinen Sechser-Gemeinschaft, der EWG. Sie erhofften sich einen Hebel, um die politische Integration quasi „durch die Hintertür“ zu erzwingen.

Ludwig Erhard (mein erster Minister) sah diesen Primat des politischen Ziels zunächst mit Mißtrauen. Er fürchtete, die EWG könnte eine künstliche Grenze durch das freie Europa ziehen und seine Idee einer umfassenden Freihandelszone empfindlich stören. Aber er stellte seine Bedenken zurück. So kam es 1957 zur Gründung der EWG, aus der dann in den siebziger und achtziger Jahren die Union der neun, dann der zwölf und jetzt der 15 Mitgliedstaaten wurde. Und schon in den nächsten Jahren stehen Erweiterungen nach Mittel- und Osteuropa bevor.

Mittlerweile ist die Europäische Union vierzig Jahre alt. Glücklicherweise kann sie trotz aller gelegentlichen Rückschläge Erfolge bei beiden Zielen vermelden. Westeuropa ist heute politisch eine der stabilsten Regionen der Welt, trotz der Vielstaatlichkeit. Und Europa baut ständig weiter am gemeinsamen Markt, mühevoll zwar und langsam. Aber dennoch: Die Integration kommt voran.

Trotzdem: Der Weg ist noch lange nicht vollendet. Vor allem die politische Integration scheint schon seit einiger Zeit weitgehend zum Stillstand gekommen zu sein, und zwar in einer relativ frühen Phase. Der Grund hierfür liegt nicht so sehr bei einzelnen Politikern oder proble-

matischen Einzelentscheidungen. Es gibt vielmehr noch immer fundamental unterschiedliche Auffassungen von der künftigen politischen Gestalt Europas. Die Frage nach der sogenannten Finalität der Integration ist leider noch weitgehend offen.

Zwei Aspekte kann man dabei unterscheiden. Zum einen die Frage, welche Kompetenzen von der nationalen Ebene auf Europa übergehen sollen. Zum anderen, ob diese dann europäischen Kompetenzen eher durch supranationale Institutionen wie Kommission und EU-Parlament oder durch intergouvernementale Übereinkunft mit dem vorherrschenden Erfordernis der Einstimmigkeit wahrgenommen werden. In gewisser Weise liegen selbst Frankreich und Deutschland in beiden Fragen noch immer ein Stück auseinander. Doch die Frage der künftigen Gestalt Europas läßt sich nicht mehr reduzieren auf die deutsche und die französische Position. Die EU hat inzwischen auch andere Mitglieder: England mit seiner großen Tradition, das Parlament als einzig legitimes Entscheidungsorgan zu betrachten. Oder die skandinavischen Länder mit ihrem intensiven Wunsch, ihre politische Eigenständigkeit auch in Zukunft möglichst weitgehend zu behalten.

Europa ist Vielfalt und wird es in gewisser Weise wohl auch immer bleiben. Das ist seine Stärke, aber auch seine Schwäche. Den politischen Stillstand überwinden kann nach meiner Einschätzung wohl nur ein Europa der konzentrischen Kreise, in dem eine Gruppe von Ländern auch ein Stück vorangehen kann.

Wie paßt nun die anvisierte Währungsunion in das heutige europäische Umfeld?

Bisher schlägt sich die Vielfalt Europas auch in unterschiedlichen Strukturen und Traditionen des Geldwesens nieder. Die Finanzmärkte und Bankensysteme unter-

scheiden sich teils erheblich. Die Notenbanken haben unterschiedliche Traditionen in ihrer Stellung zu Regierung und Öffentlichkeit. Vor allem hat es über lange Jahre unterschiedliche Konzepte der Geld- und Währungspolitik gegeben.

Auf der einen Seite stand lange Zeit das Konzept eines „politischen“ Geldes. Auch wenn es nicht, wie es bei Diogenes Laertios heißt, als „Würfelspiel der Politiker“ verstanden wird, so kann nach dieser Vorstellung die Regierung die Geldversorgung doch im Prinzip zu jeder Zeit anderen Zwecken zu- bzw. unterordnen.

Im Nachkriegsdeutschland und auch in anderen Ländern hat sich hingegen das Konzept eines „unpolitischen“ Geldes entwickelt. Die unabhängige Deutsche Bundesbank hat so den prioritären Auftrag, den Geldwert stabil zu halten – unabhängig von politischen Opportunitäten und Erwägungen.

Eine Währungsunion kann aber letztlich natürlich nur einem einheitlichen Konzept folgen. Die Idee einer gemeinsamen Währung stand damit für lange Jahre im Widerspruch zur europäischen Realität.

Dennoch gab es schon in den frühen sechziger Jahren erste Pläne für eine Währungsunion. Allerdings war das damals nicht sonderlich dringend. Denn das weltweite Bretton-Woods-System mit festen Wechselkursen und amerikanischer Dominanz funktionierte einigermaßen. Das sollte sich ändern. Der Dollar vernachlässigte seine Funktion als stabile Leitwährung im Bretton-Woods-System. Die Spannungen nahmen Ende der sechziger Jahre zu. So wandte sich Europa – damals noch das Europa der Sechs – wieder der Idee einer Währungsunion zu. 1969 erhielt eine Arbeitsgruppe unter dem Luxemburger Premierminister Pierre Werner den Auftrag, einen Plan zur stufenweisen Einführung der Währungsunion auszuarbeiten. Ich selbst habe da-

mals schon in dieser Gruppe intensiv mitgearbeitet.

Noch sehr genau erinnere ich mich an die damals teilweise heftigen Kontroversen über das Verhältnis von politischer zu monetärer Integration. Am Ende empfahl die Werner-Gruppe, Währungsunion und Politische Union in Europa parallel voranzutreiben. Das war aber noch in der Sechser-Gemeinschaft.

Doch schon bald trat selbst in dieser kleinen Gemeinschaft damals die europäische Vielfalt in der Wirtschafts- und Währungspolitik wieder hervor. Als die Ölkrise 1973 ausbrach, reagierten die Länder sehr unterschiedlich. Insbesondere der Wettbewerb der unterschiedlichen Politikkonzepte war damals entscheidend. Nach einiger Zeit stellte sich aber heraus, daß die Länder mit einer konsequenten Stabilitätsorientierung ihrer Geldpolitik bessere Ergebnisse erzielten sowohl hinsichtlich der Inflation als auch bei anderen Zielen, etwa der Beschäftigung.

Und doch dauerte es einige Zeit, bis sich diese Erkenntnisse durchsetzten. Erst 1983 – nach teilweise harten internen Auseinandersetzungen – vollzog Frankreich einen Schwenk und ging selbst stärker zu einer internen Stabilitätspolitik über. Damit begann ein Prozeß, der – trotz mancher zwischenzeitlicher Abweichung – zumindest zwischen einer Reihe von Ländern inzwischen ein hohes Maß an Stabilitätskonvergenz gebracht hat. Wie nachhaltig diese Konvergenz ist, das wird sich allerdings noch erweisen müssen.

Jedenfalls ist es verständlich, daß sich vor allem nach der deutschen Wiedervereinigung 1990 die Idee durchgesetzt hat, die aus dem europäischen Wettbewerb als Sieger hervorgegangene Stabilitätskonzeption durch eine Währungsunion für immer festzuschreiben.

Die zentrale Frage dabei bleibt natürlich: Was kann eine gemeinsame Währung für die beiden genannten Kardinal-

ziele der europäischen Integration künftig leisten?

1. Das wirtschaftliche Ziel, ein dynamisches Europa zu erhalten und zu entwickeln, kann eine gemeinsame Währung zweifellos fördern. Sie kann nämlich die Transparenz des Preissystems und damit den Wettbewerb auf dem Gemeinsamen Markt intensivieren. Aber dazu muß der Euro dauerhaft stabil sein. Denn ein weiches Geld unterminiert letztlich auch die Leistungskraft der Wirtschaft, von den sozialen Konsequenzen ganz zu schweigen.

2. Auch das politische Ziel kann der Euro fördern. Er wird in den Augen der Bürger quasi zum europäischen Testfall. Sein Erfolg würde die Bereitschaft der Bürger zu mehr Europa zweifellos beeinflussen.

Wichtig aber ist: Der Euro darf nicht selbst zum Anlaß von Konflikten werden. Die teilnehmenden Länder müssen die gemeinsame Stabilitätsorientierung der Geldpolitik – wie sie auch im Maastricht-Vertrag festgeschrieben ist – ein für allemal akzeptieren. In Zukunft kann ein Mitgliedsland in der Währungspolitik nicht mehr etwas Neues ausprobieren. Der Euro darf auch nicht zu Verteilungskämpfen führen. Diese Gefahr bestünde zum Beispiel, wenn ein Land in der Währungsunion auf Dauer bei der stabilitätsorientierten gemeinschaftlichen Geldpolitik nicht mehr mithalten könnte. Dann könnte schnell ein Streit um geforderte Finanztransfers entstehen. Das könnte die Solidarität der Partner leicht überfordern.

Die Währungsunion braucht deshalb ein solides und realistisches Fundament. Dies um so mehr, als es eine bundesstaatsähnliche Verfassung für die Europäische Union auf absehbare Zeit kaum geben wird. Die Politik muß sich in allen beteiligten Ländern darüber klar sein, welche weitgehende Bindung eine Währungsunion bedeutet. Und ökonomisch müssen

die Länder reif sein, dauerhaft in der Währungsunion mithalten zu können.

Dies gilt um so mehr, als die Welt sich auch außerhalb Westeuropas seit einiger Zeit rasant verändert. Nicht nur ist der Eisener Vorhang gefallen, auch haben Technologie und wachsende Globalisierung die Wettbewerbsverhältnisse grundlegend gewandelt. Und der Wandel geht weiter.

Gewiß, auch Globalisierung bedeutet Integration. Aber eine Integration, die nicht vorher fragt, ob ein Land bereit und fähig ist, Kompetenzen abzutreten. Die weltweite Öffnung der Grenzen höhlt einfach in erheblichem Maße bisherige nationale Kompetenzen aus. Und sie überträgt diese Kompetenzen nicht einer zentralen höheren Politikebene, sondern anonymen Marktkräften. Dies führt zu einer Entgrenzung der vormals nationalen und auch der bereits europäischen Politik. Die gesamte Politik eines Landes: Steuern, Finanzen, Rechts- und Sozialsystem, all das steht heute im Wettbewerb der Standorte um Investitionen und Arbeitsplätze sowie im Test der internationalen Finanzmärkte.

Diese Entgrenzung bedeutet zwar nicht das Ende der nationalen Politik. Im Gegenteil, Politik, verstanden als das Sichern und Fördern der Wettbewerbsfähigkeit eines Landes, wird sogar wichtiger. Aber manche verstehen Politik bisher anders. Nämlich als ein Mittel, gerade jenseits von Wettbewerb und von ökonomischen Realitäten, Besitzstände zu schaffen, Einkommen umzuverteilen, soziale Prozesse zu steuern. Daraus entstehen die Normen eines Nationalstaates, der in seiner Wirtschafts- und Sozialpolitik nur seinen eigenen Vorstellungen folgt, und zwar unabhängig davon, ob er damit im weltweiten Wettbewerb bestehen kann.

Aber genau diese nationalstaatliche Souveränität ist in der Krise. Sie paßt nicht zur Realität globaler Märkte. Das löst derzeit an vielen Stellen Unbehagen



Gespräche auf dem Schulhof. Auch der Trierer Bischof Hermann Josef Spital freute sich über die Begegnung mit ehemaligen Mitschülern.

aus. Denn man darf nicht vergessen, daß der Nationalstaat und seine innenpolitische Souveränität eng mit dem Werden Europas verbunden waren und sind. Diese Krise des Nationalstaates äußert sich in der doppelten Überforderung. Die Bürger überfordern den Staat mit ihren Ansprüchen. Der Staat überfordert die Bürger mit Regulationen, Steuern und Abgaben.

Mancher hofft nun, ein Konzentrieren möglichst vieler wirtschafts- und sozialpolitischer Kompetenzen auf die europäische Zentrale, gleichsam ein Super-Staat Europa, wäre die Lösung. Könnte aber ein einheitlicher europäischer Wirtschafts- und Sozialstaat wirklich aufhalten, was die einzelnen Staaten zu überrollen droht? Ich halte das für mehr als zweifelhaft. Diese Sicht faßt nämlich die mit der Globalisierung verbundenen Herausforderungen vorrangig als eine politische Machtfrage auf. Ein einheitliches

Europa gilt dann als entscheidender Machtzuwachs. Und diese Sicht empfiehlt – meist unausgesprochen –, Europa solle quasi machiavellistisch oder vielleicht besser noch: neokolonialistisch von dieser Macht Gebrauch machen und die anderen Teile der Welt auf europäischen Kurs bringen.

Ich halte diese Sicht für problematisch und gefährlich; ganz abgesehen davon, daß sie auch im Widerspruch zu den Realitäten steht. Globalisierung ist nämlich nicht nur, ja nicht einmal vorrangig das Ergebnis politischer Entscheidungen. Globalisierung wird zum Beispiel insbesondere getrieben von einem enormen technischen Fortschritt in der Kommunikation und Datenverarbeitung. Und das mündet in einen dynamischen wirtschaftlichen Innovationsprozeß, und zwar nicht nur in der sogenannten Ersten, sondern auch in der Zweiten und Dritten Welt. Den kann man politisch in einer

wettbewerbsorientierten Welt nicht aufhalten. Und sich ausklinken, bedeutet schnell gefährlichen Rückstand mit allen Konsequenzen für das allgemeine Wohl.

Europa ist heute nur ein Player unter anderen, ob wir das mögen oder nicht. Die eurozentrische Zeit ist endgültig vorbei. Zum einen hätte selbst ein Vereinigtes Europa gar nicht die Macht, den Prozeß der Globalisierung gegen die Interessen der anderen Regionen zu lenken. Und zum anderen kann und darf die europäische Gesellschaftskultur einen solchen Überlegenheitsanspruch auch keineswegs erheben.

Ich will jetzt gar nicht eingehen auf die schwierige Debatte zum Beispiel um die in Asien vorherrschenden, auch keineswegs eindimensionalen Werte, die von dort aus jedenfalls immer selbstbewußter vertreten werden. Schon die in Amerika heute vorherrschenden Einschätzungen und Wertvorstellungen sagen vieles aus. Wir empfinden Amerika kulturell noch immer als europäisches Erbe. Amerika sieht sich aber – zumindest heute – schon größtenteils anders. Es sieht sich im Zentrum zwischen Atlantik und Pazifik, das Beste aus beiden Welten vereinigend: individuelle Menschenrechte aus dem Westen und Leistungsorientierung aus dem aufstrebenden Osten, verbunden mit dem Pioniergeist der Einwanderer.

Und schließlich: Wenn die europäischen Länder ihre internen Schwächen – wie beispielsweise die Finanzierungsprobleme eines überbordenden Sozialstaates – auf die europäische Ebene verlagern, dann sind die Schwächen nicht weg, sondern sie potenzieren sich. Denn das würde nach allen Erfahrungen zu einem Angleichen auf dem jeweils höchstausgebauten Anspruchsniveau führen.

Notwendig ist aber nicht Egalisierung, sondern Innovation und Flexibilität. Nehmen wir zum Beispiel das schwierige Problem der hohen Arbeitslosigkeit. In den meisten Ländern ist zwar die Arbeits-

losigkeit in den letzten Jahren weiter gestiegen. Zugleich gibt es aber innovative Volkswirtschaften wie beispielsweise unser Nachbar Holland, wo die Beschäftigung seit einiger Zeit zunimmt. Europa hat eigentlich den großen Vorteil, daß unterschiedliche Rezepte zur Anwendung kommen. Jedes Land kann dabei aus den Erfahrungen des Nachbarn lernen. Man muß nur bereit dazu sein. Ein Verschütten dieser Chance durch Einführung einheitlicher Sozial- und Politikstandards wäre wahrscheinlich fatal für Europas Fähigkeit zur Innovation. Und es wäre auch gegen jede geschichtliche Tradition unseres Kontinents.

Europa kann die Globalisierung nicht aufhalten. Es muß sich vielmehr in der neuen globalen Konkurrenz bewähren und durchsetzen. Mancher mag jetzt resigniert fragen, ob das bedeute, Europa müsse brutaler, gesinnungsloser, kurz: unmoralischer werden. Etwa nach dem Brechtschen Satz: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral“. Nein, das Gegenteil ist der Fall. Der Weg zu einem realistischen, weltoffenen Europa führt meines Erachtens sogar über moralische Fragen und ihre Beantwortung.

Und das in zweifacher Hinsicht: Zum einen durch ein Akzeptieren der weltweiten Einbindung und Verantwortung. Europa muß sich als Teil der Welt verstehen, sich am Werden dieser Welt aktiv und nicht nur defensiv beteiligen. Wir müssen uns um eine funktionsfähige Weltordnung mit fairen Regeln bemühen. Dazu gehört auch eine angemessene Bescheidenheit gegenüber anderen Kulturkreisen und die Bereitschaft, nicht nur andere belehren zu wollen, sondern auch zuzuhören und zu lernen. Europa kann und darf nicht nur sich selbst und seine Gesellschaft als Maßstab sehen.

Und zum anderen verlangt ein Stärken der europäischen Wettbewerbsfähigkeit nach außen auch ein Mehr an tatsächlicher Gemeinwohlorientierung nach innen.

Gemeinwohlorientierung ist aber nicht etwas Abstraktes und nur Allgemeines. Zum Beispiel bedeutet das, die Interessen der jüngeren und der künftigen Generationen stärker zu berücksichtigen. Und die Schöpfung bewahren heißt nicht nur, die Natur zu schützen, sondern auch die Nachhaltigkeit des menschlichen Zusammenlebens im wirtschaftlichen Sinne zu sichern. Die Zukunftsfähigkeit unserer Wirtschaft verlangt, die Staatsschulden erträglich, das Sozialsystem funktionsfähig, die Währung stabil zu halten und übrigens auch die Technik verantwortungsvoll weiterzuentwickeln.

Die Politik in den Ländern Europas muß dabei auch standfester werden gegenüber Partikularinteressen. Jeder einzelne von uns mag ein individuell verständliches Interesse haben, daß der Staat ihn vor Neuerungen und Veränderungen schützt. Aber wenn der Staat jeden einzelnen mit seinen vermeintlich wohlverordneten Ansprüchen und Besitzständen gegen Wandel schützt, dann schützt er eigentlich keinen. Denn eine Wirtschaft, die sich nicht wandelt und erkannte Fehler nicht korrigiert, kann leicht auf einen gefährlichen Bruch zutreiben. Nur der, der sich tatsächlich nicht selbst helfen kann, hat nach den Prinzipien der Subsidiarität und Solidarität Anspruch auf Hilfe der anderen.

Europa braucht deshalb eine Verantwortungsethik der Entscheidungsträger, die Wechselwirkungen auf Dritte und auf die Zukunft einschätzen kann und berücksichtigen will. Auf Folgen und Konsequenzen achten heißt nicht, ohne Gesinnung und ohne Ziel agieren. Politik und Gesellschaft brauchen Visionen. Aber Visionen müssen Bezug zur Realität haben – sonst sind sie Illusionen. Und zerbrochene Illusionen können gerade in der Politik gefährlich sein.

Genau deswegen braucht unser Land, braucht Europa eine realistische Politik, die den Weg in die Zukunft der Integrati-

on öffnet und ebnet, ohne dabei aber nicht haltbare Luftschlösser zu bauen. So wie die Dinge liegen, wird Europa weniger durch große Gipfelleistungen als vielmehr durch beharrliche Politik der Einzelschritte vorankommen. Unerlässlich allerdings ist: Die Richtung muß stimmen. Und die heißt: Innovation durch friedlichen Wettbewerb und nicht Protektion von Besitzständen, die ohnehin auf Dauer nicht mehr halten. Dann, aber auch nur dann, wird Europa, wird unser Land auch im nächsten Jahrhundert eine positive Zukunft haben.

Leichtfertigerweise habe ich dem Direktor zugesagt, zum Abschluß noch einige Worte zu sagen, was diese neuen Bedingungen in der Welt von heute und morgen für die Schule und die Schüler bedeuten.

Eigentlich scheue ich ein wenig davor zurück. Denn ich kann und will nicht auftreten als derjenige, der aus seiner natürlich professionell geformten – vielleicht gar: verformten – Sicht schnell ein paar praktische Tips und Tricks für die Schule und für die Schüler von heute zaubert. Und das Bildungswesen ist fürwahr nicht mein Fach. Ich kann mir auch gut vorstellen, daß der Auftrag an die Schule, Jugendliche zu bilden und zu erziehen, in der Welt von heute, insbesondere im Medienzeitalter von Kabelfernsehen und Internet, sich möglicherweise ganz anders stellt als früher.

Aber vielleicht gibt es doch auch Konstanten. Die humanistischen – und wie ich meine die christlich-humanistischen – Werte jedenfalls: Selbständigkeit, Sachlichkeit, Verantwortungsbewußtsein und Menschlichkeit, die das Paulinum zu meiner Zeit uns Schülern vermittelte, scheinen mir nicht verstaubt, sondern eher noch aktueller geworden zu sein, mögen sich auch viele Umweltbedingungen geändert haben.

Was bedeuten die heutigen Bedingungen nun für Sie, die Schüler von heute?

Nun, Sie kennen den oft benutzten Einleitungssatz: Ich habe eine gute Nachricht und eine schlechte Nachricht.

Zuerst die gute Nachricht: Die offene Welt von heute wird Ihnen wie kaum einer Generation zuvor die Chance geben, Ihren Lebensweg selbst nach Ihren persönlichen Entwürfen, aber auch Anstrengungen zu gestalten.

- Sie können heute, wenn Sie wollen, leicht für ein paar Jahre ins Ausland gehen, Sprachen lernen, Erfahrungen sammeln. Für uns war das damals schwieriger.
- Sie können sich im Zeitalter der Dienstleistungen und der Kommunikationstechnik neue Formen von Arbeit nutzbar und auch leichter selbständig machen. Das müssen viele von Ihnen auch. Denn die Wege in eine festgefügte Laufbahn werden enger.
- Und als künftige Mitarbeiter in einem Unternehmen oder in einer Behörde stoßen Sie heute und morgen auf weit aus weniger Hierarchie, die ja gerade junge Leute oft bremst. Sie können davon ausgehen: Eigene Initiative und eigenes Leistungsprofil werden jedenfalls schon heute mehr gewünscht als früher.

Von daher ist dies für junge Menschen sicher keine schlechte Zeit.

Und die schlechte Nachricht?

Nun, sie ist beim genauen Hinschauen gar nicht so schlecht. Welchen Weg Sie auch immer gehen, die Welt von heute und morgen wird Sie fordern. Einfach oder von allein wird kaum etwas gehen.

Was Sie hierfür brauchen, ist:

Erstens: die Bereitschaft, sich auf unterschiedliche Bedingungen einzustellen. Schon an der Universität werden Sie auf völlig andere Bedingungen treffen als hier an der Schule.

Zweitens: eine große Portion Selbständigkeit und Eigeninitiative. Warten Sie nicht einfach ab, sondern suchen Sie selbst Ihre Chance!

Und drittens: ein Stück Freude daran, die eigenen Grenzen der Leistungsfähigkeit zu testen und zu erfahren. Ich kann nur sagen: Tun Sie es!

Wir Älteren können Ihnen bestätigen: Es gibt wirklich ein Leben nach dem Abitur! Und dafür sind neben der Fähigkeit und dem Willen zur Leistung auch die in der Schule vermittelten Werte und Erfahrungen von großer Bedeutung. So wichtig die Leistungsnoten für den Studien- und Berufsbeginn auch sein mögen, die Abiturnote selbst ist für sich genommen – später so ziemlich das Unwichtigste. Auch wenn manche Lehrer und Eltern das noch anders sehen. Entscheidend ist am Ende, was Sie selbst aus Ihrem Leben machen.

Visionen über das Gymnasium Paulinum in 1200 Jahren

800 „Alte Pauliner“ beim Farbenfest

Rappelvoll war die Halle Münsterland am 29. Juni 1997 beim Farbenfest der Alten Pauliner. Klare Sache, daß viele „Ehemalige“ anlässlich der Jubelfeiern zum 1200jährigen Bestehen des Paulinum auch weite Anreisen in Kauf nahmen, um frühere Mitschüler wiederzutreffen. Bei rund 800 Gästen in der Halle schlug der Gesprächspegel kräftig nach oben aus. Am launigen und zugleich straffen Komment-Zügel führte Dr. Werner Schulze Buschhoff, Vorsitzender des Siebenerausschusses der Alten Pauliner, durch das Programm des Abends, das schon seit Jahrzehnten seine besonderen Rituale aufweist.

„Jubelsemester“, die vor zehn, zwanzig oder sogar 50 Jahren ihr Abitur an der „Schola Paulina“ schafften, dürfen auf das Wohl ihrer Schule anstoßen und geistreiche Sprüche in Form der sogenannten Semestersalamander von sich geben. Der Phantasie waren keine Grenzen gesetzt. Prälat Martin Hülskamp (Abiturjahrgang 1977) formte zum Beispiel Sätze in schönstem Latein, andere kramten in ihren griechischen Vokabelschätzen, wieder andere versuchten sich in der deutschen Muttersprache mit Zukunftsprognosen über das Paulinum in 1200 Jahren. Ob das Blasorchester, das den Abend wie schon in den Jahren zuvor



Werner Schulze Buschhoff führte wie immer zügig und straff durch das Farbenfest-Programm.



Das 90. Semester, die Abiturientia 1952, präpariert die Stoffe ...



... und trinkt zülig aus. Mit dabei: Weihbischof Friedrich Ostermann (2. v.l.) und Bundesbankpräsident Hans Tietmeyer (2. v.r.).



Farbenfest in der Halle Münsterland. Die Abiturientia 1982 feierte ihr 30. Semester.

musikalisch umrahmte und dessen Chef, Dr. Alfred Warthorst, zum Bedauern vieler bald den Taktstock weitergibt, im Jahre 3197 wohl Gastspiele auf dem Mars geben wird?

Mit solchen und ähnlichen abenteuerlichen Überlegungen, mit Sprüchen über Euro und Mark, Visionen über Bildung und Bürgersinn, mit kernigen studen-

tischen Liedern und natürlich ausgiebigem Wiederschensgeplauder vergingen die Stunden wieder einmal wie im Fluge. So manche Jubel-Semester verlängerten den Farbenfest-Abend mit einem zünftigen Kneipenbummel. Auch das hat Tradition bei Münsters alten Paulinern.

Johannes Loy

Lehrer stand selbst vor der Staffelei

Paulinum erinnerte an Franz A. Homoet

Die 1200-Jahr-Feier bescherte dem Gymnasium Paulinum am letzten Juni-Wochenende 1997 einen ganz besonderen Kunstgenuß: In Erinnerung an den ehemaligen Kunstlehrer der Schule, Franz A. Homoet, zeigte die „Galerie 29“ erstmals, mehr als 20 Jahre nach dessen Tod und wohl auch auf unabsehbare Zeit letztmalig, das Lebenswerk des Künstlers zusammenhängend in einer Gedächtnis-ausstellung. Viele der Festaktgäste, darunter auch ehemalige Schüler Homoets, nutzten diese Gelegenheit zu einem kleinen Kunstbummel in der Turnhalle.

Es ist dem Wunsch der Erben Homoets zu verdanken, daß die Bilder, die allesamt restauriert werden mußten, jetzt für das Jubiläum an der pädagogischen Wirkungsstätte des Künstlers noch einmal gezeigt wurden. Nach dieser Ausstellung werden sie wieder für mindestens zehn Jahre eingelagert werden, erzählte Jan Reschke, der die Bilder restauriert hat.

Franz A. Homoet, 1896 im Münsterland geboren, hat nicht nur am Paulinum

unterrichtet, er machte dort auch sein Abitur, studierte anschließend an der Kunstgewerbeschule in Münster und in Düsseldorf und trat 1924 in den Schuldienst ein. Zur gleichen Zeit begründete er die Künstlergemeinschaft „Die Schanze“ mit. Homoet, zunächst eher der Neuen Sachlichkeit zugewandt, entwickelte sich später unter dem Einfluß verschiedener Kunstrichtungen weiter.

So finden sich unter den Ölgemälden, Linolschnitten, Gouachen und Aquarellen von Homoet sowohl realistische wie auch kubistische, pointilistische und abstrakte Ansätze wieder.

Robert Nünning, Stadtstraße 43, 48149 Münster, Lehrer für Informatik, Sport und Physik am Paulinum, verfügt über 50 bis 60 Bilder aus dem Nachlaß von Franz Homoet (Stilleben, Seestücke, Porträts, Landschaftsbilder). Kaufinteressenten können sich bei ihm melden.

Ansprache des Schulleiters Günter Lassalle anlässlich der Entlassung der Abiturientia Paulina 1997 am 14. Juni 1997

Erlauben Sie mir bitte, daß ich mich – nach dem Verursacherprinzip – gleich direkt an die Auslöser dieser durchaus festlichen Stunde wende: an unsere erfolgreichen Abiturienten im 1200. Jahr des Bestehens dieser Schule. Erlauben Sie bitte, daß ich mich jetzt – um nicht die Geduld unnötig zu strapazieren – bisweilen eher stichwortartig als etwa pädagogisch-pastoral an Sie wende.

Liebe Abiturientinnen und Abiturienten!

Als Abiturientia Paulina 1997 werden Sie sich vermutlich nicht beklagen müssen, in eine langweilige Zeit hineingegeben zu sein. Aber jeder, der mit wachen Augen durch das Leben geht, kann feststellen, daß wir in einem Land leben, das die Blockade seiner eigenen Möglichkeiten häufig als Lebensversicherung be-

trachtet. Zu vieles bleibt im Matsch der Gewohnheiten stecken. Überall zeigt sich die entschiedene Weigerung, einen neuen Gedanken zu fassen. Während wichtige und mutige Entscheidungen gefragt sind, reden Kohl und Lafontaine darüber, wo man sich trifft und wann man sich trifft und ob man sich überhaupt trifft. Derweil lassen immer mehr Bürger ihre Jalousien herunter. Dennoch fehlt es auch nicht an Aufrufen, die das Land wachrütteln sollen und doch nur den Verdacht wecken, den Verfassern gehe es nur um die eigene Rettung. Die Methoden sind Ikea abgesehen: zur Fertigung sind keine Denkinstrumente erforderlich. Andererseits verändern sich die Dinge heute so schnell und unvorhersehbar, daß der Mensch sich auf seine Gewohnheiten nicht verlassen kann; seine „Üblichkeiten“, wie der Philosoph Marquard gern sagt, veralten, werden nutzlos und anachronistisch. Der Mensch wird von den Dingen überholt, die er kontrollieren müßte. Das Tempo der Moderne macht den Menschen, ihren Schöpfer, vielfach, dumm und dusselig.

Hegel hat an seinen Freund Niethammer 1808 in einem Brief geschrieben: „Ist erst die Vorstellung revolutioniert, so hält die Wirklichkeit nicht stand.“ Das ist ein Satz, den ihr Euch – wie man heute so sagt – „reinziehen“ solltet: Nicht die Wirklichkeit zu bekämpfen, das ist mühselig, schweißtreibend und stur. Vielmehr Vorstellungen revolutionieren! Davon macht die Wirklichkeit schlapp. Victor Hugo hat das ähnlich gesehen, als er formulierte: „Nichts auf der Welt ist so mächtig wie eine Idee, deren Zeit gekommen ist.“

Zu oft lassen wir uns von unseren Ansichten und Gewohnheiten leiten. Gewohnheit macht uns aber unfähig, Fremdes zu erkennen, aber fähig, es zu übersehen. Fremdheit erfordert Teilnahme. Und Sie belohnt sie. Uneinsicht verhindert Erkennen und Belohnen. Wer weder Grün-

de noch Gegengründe kennt, glaubt sich allzu schnell im Recht. Es ist wichtig, das Lernen gelernt zu haben, die eigenen Leistungsgrenzen zu erfahren oder erweitert zu haben.

Fortschritt ist kein absoluter Wert mehr. Wir müssen nicht mehr alles tun, was wir können, und nicht mehr alles realisieren, was möglich ist. Die Ursachen zu finden und im Notfall zu verhindern, ist eine große Aufgabe dieser Zeit, in der man sich gern gegenüber den Problemen verschließt. Nicht Regeln und Rezepte werden Eure Zukunft bewältigen, sondern Mut, mit der Phantasie zu spielen und die Vernunft walten zu lassen.

Aber man braucht eine immense Kraft, Geduld und Mut, einer solchen Situation Herr zu werden. Ein Dampfer, der das Kommando gibt „Alle Maschinen äußerste Kraft zurück“, läuft nach der Ausführung des Kommandos noch etliche Seemeilen weiter in die nicht mehr gewollte Richtung.

Ihr seid aufgerufen, Sinnentstellungen entgegenzutreten, ohne dabei heimatlos, muttersprachlos, bindingslos zu werden. Tolerant und furchtlos die Motivationen und Impulse der eigenen Vergangenheit, anderer Kulturen, Religionen, Rassen und Andersdenkender zu erfahren und unmittelbar zu erleben, ist Eure Aufgabe. Politik, Kirche, Interessengruppen bewältigen das nicht.

Eurer Schule sind in der langen Geschichte eher mehr Knüppel zwischen die Beine als gebratene Tauben in den Mund geflogen. Sie hat immer wieder Bildungsmodelle entworfen und verwirklicht, der res publica und dem eigenen Anspruch verpflichtet. Sie ist dem Bürgersinn und einem von Euch weiterzutragenden Wertekodex verbunden. Wenn herausragenden Bildungsinstitutionen die gleichen Bonner Empfänge und Aufmerksamkeiten zuteil würden wie den Balltretern und Ballschlägern (von den Dreschfliegeln einmal abgesehen), dann würde man viel-

leicht mehr Hoffnung haben können. Das ist heute nicht populär: Differenzierungen im Bildungssystem werden, so gut es geht, verschwiegen und verwischt. Zentrale Einrichtungen der Verwaltung und der Wissenschaft wie die Kultusministerkonferenz in Bonn oder das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung leisten dabei nützliche Dienste. Die Menschen sollen eben nicht vergleichen, sondern sich von der Behörde an die Hand nehmen lassen. Was genau die beträchtlichen Unterschiede, die bei Vergleichstest auch zwischen deutschen Schulen zutage traten, ergeben haben und wie sie zu erklären sind, hat die Öffentlichkeit von beiden bisher noch nicht erfahren. Um die vom Grundgesetz verlangte Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse zu garantieren, verhält sich die Kultusministerkonferenz – und nicht nur sie – marktwirtschaftlich. Und unter Marktwirtschaft versteht sie, daß sie sich mit ihren Anforderungen an Schüler und Studenten am jeweils billigsten Angebot orientiert. Das aber ist fahrlässig gegenüber den Heranwachsenden.

Überall erlauben wir, ja wünschen wir geradezu Vielfalt, Verschiedenartigkeit: von den Brotsorten bis zur individuellen Autoausstattung. Warum stört uns das beim Menschen?

Wer aber das Abitur als Finale seiner Talentpflege betrachtet, hat es nicht verdient. Es gleicht vielmehr einem Startschuß in eine neue, aufregende Epoche Ihres Lebens. Charakter kann nicht kalt geschmiedet werden. Charisma ist nicht lehrbar. Für Elite gibt es kein Anspruchsdenken, sondern nur eine kontinuierliche Bringschuld.

Ob etwas die Zuwendung von Geld, Zeit und Erlebniserbereitschaft verdient, wird in unserer Unterhaltungsgesellschaft immer unsicherer probiert. Man will etwas haben vom Leben. Aber wer oder was das bietet, in der Zeit des „anything goes“, dafür gibt es allenfalls Deutungs-

hilfen, aber keine Gewißheit. Fraktale und virtuelle Pseudowelten sind passive Konsumreizmittel. Wer wird da noch perplex, verblüfft, verunsichert, angeregt, aufgeregt, aufgefordert, Lebensmut zu zeigen?

Dort, wo man den nackten Kampf um die Füllung des Magens nicht mehr kennt, pervertieren die Bedürfnisse: Zerstreuung, Heimsuchungen durch Genüsse und Begierden lassen Urteilskraft zu Vorurteilen verkommen, Kreation zur Imitation, Gewohnheit zum Rechtsanspruch. Immer häufiger pocht jeder auf sein Recht, sein gutes Recht. Und immer weniger schert ihn Gerechtigkeit. Das eine dient dem Egoismus, das andere der Gemeinschaft.

Begebt Euch deshalb, bevor ihr in den klinisch keimfreien und abgeschirmten Büros, Instituten oder Vorstandsetagen landet, vielleicht einmal zu einem Einstellungsgespräch auf einem freien Platz, wo Leute zum Anpacken beim Aufrichten eines Zirkuszeltens gesucht werden. Organisiert einen Unterhaltungsnachmittag in einer Heilanstalt. Betreut mal stundenweise einen Behinderten. Macht mal die Bedienung in einer Kneipe. Stecht mal ein paar Tage Spargel in der Saison, damit ihr wißt, wo das Kreuz ist und was ein Kreuz ist. Erfindet neue Faltmuster für Servietten bei einem Familienfest. Das Unterrichtsfach hierfür heißt: Dialog, Widerspruch, Zweifel, Einsatz, Offenheit, Kreativität. Heißt: nicht nur zu sehen, wofür es etwas gibt, sondern zu erkennen, was es ist, heißt: Meinungen respektieren, aber nicht unbedingt teilen, heißt: mit Widersprüchen umgehen, mit Zweifeln leben. Und hat als Ergebnis: Gelassenheit und Sicherheit in ungeschulten Situationen. Sucht Euren Umgang nicht nur in der Cremeschicht der Gesellschaft, das erfordert zu wenig Biß!

Erworbenes Wissen allein reicht nicht, um Gemeinschaften zu bilden, zu stärken, zu erleben. Meinungsfreiheit setzt

Meinung voraus. Nicht irgendeine, sondern eine, der man bereit ist, ein höheres Recht einzuräumen. Welches Recht ist das höhere? Was der Wahrheit dient. Was dient der Wahrheit? Was sich behaupten kann, aufgebaut auf Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Häufig erfährt man aber nur Halbwahrheiten oder als Wahrheit getarnte Vorteilnahme. Die ganze Wahrheit muß man sich schon selber holen.

Begeht Euch zuversichtlich und furchtlos auf den Weg des aufrechten Ganges, des aufrichtigen Ganges, damit ihr den Problemen in Augenhöhe begegnet! Unsere Zeit braucht eher Figuren, die scharf und kantig sind als schwach und rundgelutscht und zwischen zwei Übeln mit Sicherheit immer das größere wählen. Legt Frohsinn an den Tag! Der ist anders als „political correctness“. Entschließt Euch allenfalls zu einem frohen Fatalismus, wo gar nichts mehr geht, bevor Ihr Euch an die Substanz gehen laßt! Wer die hergibt, verliert die Kraft, Menschen zu führen, zu bilden, ihren Mut und ihre Zuversicht zu wecken und zu stärken.

Hoffnung muß die Liebe zum Unbekannten sein. Das sucht unter anderem die Kunst. Zögern, Zaudern und Verzagen verdunkeln die Horizonte. Das macht gleichgültig und tötet die Neugier, es

täuscht die Hoffnung. Wem solche Erkenntnisse zweifelsfrei klar sind, der darf auch mal von seinem Verstand rücksichtslos Gebrauch machen. Lebt und gestaltet eine bewußte Gegenwart, die das Vergangene erinnert und freudig gelassen das Zukünftige erwartet! Schürt die Glut und hütet nicht die Asche!

Helft um Euretwillen mit, daß dieser Erdball bewohnbar bleibt! Helft mit, daß der Sonne das Licht nicht ausgeht! Dann trifft für Euch der Satz nicht zu, den Kafka in einer Parabel zweifelnd äußert: „Denken Sie auch nach, oder schlurfen Sie nur durch die Weltgeschichte?“ Nichts wäre für uns bitterer, wenn das auch von Ihnen einmal gesagt werden müßte, wenn Sie trotz einer guten Ausbildung nicht mehr vom Paulinum mitgenommen hätten.

Liebe Abiturientinnen und Abiturienten, wir entlassen sie mit einer gewissen Wehmut, aber auch mit großen Hoffnungen in den neuen Lebensabschnitt.

Ich beglückwünsche Sie, unseren Jubiläumsjahrgang – und es gibt für uns vielfachen Anlaß, dieses Wort „Jubiläumsjahrgang“ zu verwenden – zum erfolgreichen Abitur, und ich wünsche Ihnen im Namen der ganze Schulgemeinde Glück und Gottes Segen für Ihre Zukunft.

Krieg und Frieden in Bild und Text

Helmut Lahrkamp: „Dreißigjähriger Krieg, Westfälischer Frieden“. Verlag Aschendorff, Münster, 328 Seiten mit 320 Abbildungen, davon 70 in Farbe, 62 DM.

Nicht nur dem Urteil des englischen Historikers Geoffrey Parker war der 30jährige Krieg bis zum 2. Weltkrieg wohl die traumatischste Epoche der deutschen Geschichte. Über die Zahl der Toten, Verwundeten und Entwurzelten spekulieren Historiker bis heute. Ganz zu schweigen von den wirtschaftlichen und vor allem kulturellen Erschütterungen und Spätfolgen, die heute noch auf der politischen Landkarte zu sehen sind.

Mit Helmut Lahrkamp, dem früheren Leiter des münsterschen Stadtarchivs, hat sich ein versierter Historiker der schier undurchringlichen Materie des 30jährigen Krieges und des abschließenden Friedensschlusses angenommen. Dabei wird sowohl der historisch vorgebildete, aber vor allem der interessierte Laie aufs beste bedient. Entstanden ist nämlich ein Text- und Bildband, der vor allem auf breite Außenwirkung jenseits eingeweihter Historikerzirkel zielt. Es ist ein Buch, das Buchhändler sozusagen mit angeregt haben.

In einem ersten Teil beleuchtet Lahrkamp Kriegswirren, Frontverläufe und Entscheidungsschlachten, präsentiert eine Außenansicht der Geschehnisse. Im Mittelteil wirft er einen Blick auf „Glanz und Elend der Söldner“. Militärisches Unternehmertum machte den Krieg zum Geschäft. Eine unentwirrbare Mischung aus Beutegier, religiöser Motivation und Patriotismus, dazu die ständige Bedrohung durch Seuchen und Hungerkrisen verwandelte Menschen in Bestien. Dieses Kapitel geht auch ausführlich auf die Leiden der Zivilbevölkerung ein, die vor allem der Augsburger Maler Hans Ulrich



Franck (1603–1675) in realistischen Bildern festgehalten hat.

Das dritte Kapitel des Buches behandelt ausführlich den Friedenskongreß in Münster und Osnabrück, stellt die wichtigsten Gesandten vor, erklärt die entscheidenden Verhandlungsaspekte und Ergebnisse zähen diplomatischen Ringens.

Das Buch, das Winfried Daut als Mitarbeiter des Verlages Aschendorff mit äußerster Akkuratess redaktionell betreut hat, besticht vor allem durch seine reichhaltige Bildauswahl, die zum Nachblättern und Anschauen geradezu herausfordert. Der Leser sieht sich Auge in Auge mit Wallenstein, Tilly und Schwedenkönig Gustav Adolf. Er mag sich an zeitgenössischen Stadtansichten zum Beispiel von Münster erfreuen und wird mit Schrecken die bereits erwähnten Zeitaufnahmen aus der Feder von Hans Ulrich



NUNTIUS FABIO CHIGI vertrat den Papst bei den Friedensverhandlungen in Münster und bestieg 1655 als Alexander VII. selbst den Stuhl Petri. Er beschrieb das Münsterland als „Land des Regens“. Die Abbildung stammt aus dem in dieser Schola besprochenen, bei Aschendorff in Münster erschienenen Buch von Helmut Lahrkamp. Es trägt den Titel: „Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Frieden“.



ALBRECHT VON WALLENSTEIN hoch zu Roß auf einem zeitgenössischen Kupferstich. Die Abbildung stammt aus dem hier besprochenen und bei Aschendorff in Münster erschienenen Buch von Helmut Lahrkamp. Es trägt den Titel: „Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Frieden“ und ist in seiner Bilderfülle einzigartig.

Franck zur Kenntnis nehmen. Helmut Lahrkamp nimmt den Leser in seiner im Präsens geschriebenen Darstellung mit in ein Jahrhundert, das durch beispiellose Grausamkeit, aber auch durch die tiefe Sehnsucht der Menschen nach Frieden gekennzeichnet war. Dabei hält er sich an Fakten. Eine abschließende Bewertung

der historischen Ereignisse unter Berücksichtigung aller Forschungsergebnisse würde sicher ein weiteres Buch füllen.

Alles in allem: Ein Buch, das im Gedenkjahr 350 Jahre nach dem „Westfälischen Frieden“ (1648–1998) sicher viele Interessenten finden wird.

Johannes Loy

Globaler Wettbewerb – Chancen und Risiken für die deutsche Wirtschaft

Kurzfassung des Vortrags von Dr. Gerhard Cromme am 11. Februar 1997

In unserer schnelllebigen Zeit – geprägt durch ständigen Wandel, rasanten technologischen Fortschritt und Aufbrechen alter Strukturen – zeichnet sich deutlich eine Konstante ab, die uns bis weit in das nächste Jahrhundert begleiten wird. Es ist die Herausforderung der Globalisierung.

Im Alltagsleben finden wir bereits heute genügend Beispiele für diesen Trend. Global sourcing ist kein rein betriebswirtschaftlicher Terminus mehr; er fängt im Supermarkt um die Ecke an – egal ob in Münster, Madrid oder Hongkong: Die „Grundversorgung“ mit Nivea, Cornflakes, Nescafé, Coca-Cola oder Persil funktioniert überall. Auch in unserer Freizeit legen wir globale Maßstäbe an. Unsere Reisen erstrecken sich über den gesamten Globus. Flugpreise, Hotelbeschreibungen und aktuelles Wetter vor Ort sind per Internet direkt vom Wohnzimmer aus abrufbar.

Den Unternehmen geht es nicht anders, der relevante Markt ist zunehmend die ganze Welt, deshalb garantieren allein lokal oder national wettbewerbsfähige Kosten nicht mehr das Überleben. Der internationale Wettbewerb setzt die Kriterien, denen wir genügen müssen, um auf Dauer erfolgreich zu sein. Hohe Transparenz von Kosten und Preisen führt zu einer harten Auslese der Besten. Wer diesem Druck nicht standhält, scheidet irgendwann aus dem Markt aus. Der Niedergang der deutschen Schuh- bzw. Textilindustrie oder die rückläufige Produktion der „weißen Ware“ in Deutschland sind anschauliche Beispiele.

Die Globalisierung der Märkte wird das Wirtschaftsgeschehen, die Handelsströme und die Volkswirtschaften in ähnlicher Weise verändern, wie die Industrialisierung dies im 19. Jahrhundert getan

hat. Diese Veränderungen werden derzeit kaum bis zur letzten Konsequenz gedacht. Trotz unvermeidlicher Rückschläge, die einkalkuliert sind, wird sich dies in einem Tempo vollziehen, auf das heutzutage nur wenige mental eingestellt sind. Die einzig mögliche Konsequenz heißt deshalb: Wir alle müssen uns der Herausforderung frühzeitig und offensiv stellen, sie als Chance und nicht als Gefahr begreifen.

Was bedeutet Globalisierung für die deutsche Wirtschaft?

Die deutsche Wirtschaft ist ähnlich wie andere Volkswirtschaften Europas mit den klassischen Industrieprodukten großgeworden. An dieser Grundausrichtung wird sich auf absehbare Zeit nicht viel ändern. Machen wir uns nichts vor! Allein mit Produkten der dritten industriellen Generation – Service, Multimedia, Kommunikation oder Blaupausen können wir die Vollbeschäftigung in Europa nicht erreichen.

Die traditionellen Märkte für diese Produkte in den Industrieländern sind gesättigt und die zukünftigen Wachstumschancen gering. Es geht vielmehr darum, die erreichte Marktposition im immer härteren Wettbewerb zu behaupten. Wachstumspotentiale liegen in den aufstrebenden Ländern Südasiens, Süd- und Lateinamerikas, Ost- und Südeuropas. Hier müssen die Unternehmen für ihre Kunden zunehmend mit Produkten vor Ort präsent sein. Nur dann können sie an dem überdurchschnittlichen Wachstum dieser Märkte teilhaben.

In diesem Umfeld wird der Preis immer mehr zum ausschlaggebenden Kaufkriterium. Das Rennen werden deshalb internationale Kostenführer machen, die ihren Kostenvorsprung durch Rationa-

lisierung und Optimierung der Produktionsprozesse und Produktionsstandorte weltweit erreichen. Das bedeutet gleichzeitig den Verlust nationaler Produktidentität – made in Germany wird immer mehr durch made by Mercedes/Krupp/Siemens ersetzt.

Krupp ist ein gutes Beispiel für Unternehmen dieser klassischen Branchen und deren Vorsorge für die Zukunft. In den vergangenen Jahren haben wir den Konzern konsequent und vollkommen neu auf die globalen Anforderungen ausgerichtet. Unsere Strategie ist sicherlich kein Patentrezept, dennoch zeigt sie einen möglichen Weg zum Erfolg.

Unsere Devise heißt: „Wir konzentrieren uns auf das, was wir können, und tun dies weltweit.“ So haben wir uns gezielt den Konzernaktivitäten zugewandt, in denen wir über hohe Kompetenz, überproportional gute Marktpositionen und wettbewerbsfähige Kostenstrukturen verfügen. Unser Zielanspruch ist, in diesen Kerngeschäftsfeldern zu den „Top 3“ im internationalen Wettbewerb zu gehören. Von Randbereichen haben wir uns konsequent getrennt. Heute erwirtschaftet der Krupp-Konzern rund 75 Prozent des Umsatzes aus führenden Marktpositionen.

Gleichzeitig haben wir ein besonderes Augenmerk auf die Internationalisierung der Aktivitäten gelegt. Krupp hat bereits Anfang der 90er Jahre einen Auslandsanteil am Umsatz von etwa 50 Prozent erreicht, davon entfielen aber nicht mehr als 10–15 Prozent auf die Auslandsproduktion. Heute liegt der Auslandsanteil am Konzernumsatz bei rund 65 Prozent.

Durch den Aufbau von weiteren Produktionsstätten in den relevanten Auslandsmärkten und den Erwerb ausländischer Unternehmen konnten wir den Anteil der Auslandsproduktion auf gegenwärtig über 30 Prozent mehr als verdoppeln. Bereits heute sind 40 Prozent

der Krupp-Mitarbeiter in ausländischen Konzernunternehmen beschäftigt. Nur wenn wir unsere Wettbewerbsposition international weiter ausbauen, können wir die Inlandsbasis stärken und sichere Arbeitsplätze auch am Standort Deutschland bieten. Krupp ist heute ein dynamischer Konzern mit fünf schlanken, international wettbewerbsfähigen Sparten – Industries, Anlagenbau, Automotive, Nirosta, Trading – und guten Zukunftsaussichten. Wir verstehen die neue Plattform als Sprungbrett in die Zukunft und sind zuversichtlich, unsere hochgesteckten Ziele zu erreichen.

Im globalen Wettbewerb stehen heute nicht nur einzelne Unternehmen, Branchen oder Industriestandorte, sondern auch Finanzplätze, Staaten, Wirtschaftsböcke und ganze Kontinente.

Auch alle gesellschaftlichen Bereiche und Zielgruppen – öffentliche Verwaltung, Verbände, Parteien, Gewerkschaften, Schul- und Gesundheitssystem, soziale Absicherung befinden sich im Wettbewerb der Systeme. Leider sind die meisten erst am Anfang eines langen Weges und eines schmerzlichen Prozesses der Anpassung: Deregulierung, Flexibilisierung, Verschlanung ohne Aushungern, Effizienzsteigerung, Finanzierbarkeit müssen die Marschrichtung bestimmen, wenn die Anpassung an das globale Umfeld und seine Anforderungen von Erfolg gekrönt werden soll.

Der Globalisierungstrend macht auch vor der Gesellschaft insgesamt nicht halt, er betrifft jeden einzelnen von uns. Eine unabdingbare Voraussetzung für den Erfolg jeder zukunftsgerichteten „Fitneßkur“ ist nämlich ein Bewußtseins- und Mentalitätswandel in der Gesellschaft. Es gibt kein Abonnement für den gewohnten Wohlstand, er muß in globaler Konkurrenz täglich neu erkämpft werden.

Die Abiturientia 1940 auf der Burg Hülshoff

In dem 200. Geburtsjahr der westfälischen Dichterin Annette von Droste Hülshoff besuchte die Abiturientia 1940 ihr Geburtshaus, die Wasserburg Hülshoff in Havixbeck.

Behutsam hörten die 12 Altpauliner mit einigen Ehefrauen der sachkundigen Führung bei ihrem Durchgang durch die Räume der Familie der Dichterin zu, die hier ihre Kinder- und Jugendjahre verbrachte. An dieser Stelle haben die Besucher ein wenig geahnt, wie sehr der Zauber des alten Wasserschlosses und die melancholische Umgebung des Münsterlandes die Dichterin schon in ihren jungen Jahren stark geprägt hat. Hier an der dichterischen Quelle ihres schöpferischen Schaffens konnten die Schloßbesucher die Verse der Dichterin aus „Der Fundator“ besser verstehen: „Schwer haucht der Dunst vom nahen Moore. Schlaftrunkene Schwäne kreisen sacht ums Eiland, wo die grüne Wacht sich hebt aus Wasserbins und Rohre.“

Die Atmosphäre der weiträumigen Parkanlagen hinter der Burg, die die Dichterin zu vielen Gedichten und Erzählen inspirierte, lud fast zu einer Besinnung und zu einer wohlthuenden Stille ein.

Mit einem Blick von der höchsten Höhe der Baumberge an dem Longinusturm konnten die Altpauliner die geräumige Umgebung bis nach Münster bei dem guten Wetter bewundern und einige alte Steinbrüche entdecken, die im Havixbecker Sandsteinmuseum an geologischen Modellen noch deutlicher erklärt wurden. Bei der guten Führung durch das Museum hörten die Besucher, wie der Baumberger Sandstein für weltliche und religiöse Motive in vielen Jahrhunderten den Künstlern das steinige Material lieferte.

Beeindruckt von diesem Ausflug will die Abiturientia 1940 in diesem Jahr wieder einige Kulturstätten im Münsterland aufsuchen.

B. Hörbelt (1940)



Schloß Hülshoff war das Ausflugsziel der Abiturientia 1940.

1200 JAHRE PAULINUM: Auf dem Schulhof feierte die Schulgemeinde nach dem Festakt in der Aula noch munter weiter. Der Schulbau war mit den Fahnen verschiedener Abiturklassen geschmückt.